Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Mack '

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch,** Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. Dezember 1901. — Heft 12.

Vorwärts, Deborah!

Mit der nächsten Nummer beginnen wir den zweiten Jahrgang der neuen Folge. Nicht ohne Bedenken treten wir in dieses Unternehmen ein. Es ist nichts Leichtes, ein literarisches Unternehmen in jüdischen Kreisen durchzuführen. Wir, die einst das Volk des Buches genannt wurden, sind jetzt höchstens das Volk der Tageszeitungen oder der literarischen Magazine. Ganz besonders gilt das mit Bezug auf die jüdische Literatur. Man sehe sich doch in jüdischen Häusern um, wo man neu erschienene Bücher der jüdischen Literatur finden wird. Die Zeiten der Hofjuden, die wie Bärmann aus Halberstadt eine Talmudausgabe auf eigene Kosten drucken ließen, oder wie Benjamin Wolff aus Dessau zur Förderung der jüdischen Literatur eine Druckerei anlegten, sind vorüber. Wir sind so weitherzig geworden, daß wir an uns selber vergessen haben. Das geschäftige Treiben Amerikas ist ganz besonders dem rein literarischen Schaffen ungünstig. Unsere Zeitungen sind fast ausschließlich der Lokal-Chronik gewidmet, und ein jüdischer Zeitungsredakteur sagte mir neulich: Ich bin jetzt zwanzig Jahre in meinem Geschäfte und kenne mein Publikum. Der jüdische Leser will seinen Namen jedes Jahr ein halbes Dutzendmal in der Zeitung lesen, dafür bezahlt er, und er hat einen Anspruch darauf, die Waare zu erhalten, die er fordert; daher gebe ich ihm, was er will, und die Personalchronik ist mir das Wichtigste. Das einzige literarische Organ des Landes, die „Menorah," ist von dem Bene Berith-Orden subventionirt, und hat bis jetzt nur eine kümmerliche Existenz geführt.

Es muß zugegeben werden, daß das Deutsche einen besonders schweren Existenzkampf zu führen hat. Man nennt es die Sprache der Großmütter.

Großmütter haben aber die Eigenschaft, auszusterben und somit vermindert sich die Zahl deutscher Leser. Das ist jedoch nur theilweise richtig. Geht man in das deutsche Theater oder zählt man die Kinder, die an dem deutschen Unterricht in der Schule theilnehmen, so wird man einen sehr beträchtlichen Prozentsatz von Juden finden. Meine zehnjährige Erfahrung in Cincinnati lehrt mich, daß wir mindestens 800 jüdische Familien deutscher Herkunft in der Stadt haben, denen ein Dollar per Jahr gar nichts bedeutet. Rechnet man, daß Chicago etwa fünfmal und New York zehnmal so viel Einwohner hat als Cincinnati, so wird, wenn man auch die Wahrscheinlichkeit außer Acht läßt, daß diese Städte auch proportionell eine größere jüdische Bevölkerung haben als Cincinnati, zu dem Resultate gelangen, daß es spielend leicht gelingen sollte, Tausend Abonnenten für die Deborah zu erlangen, das heißt Leute, denen ein Dollar eine Kleinigkeit ist und die Willens sein sollten, mit einer solchen Kleinigkeit literarisches Streben zu unterstützen.

Warum geht das so schwer? Wir wollen das Redaktionsgeheimniß verrathen. Einen reisenden Agenten aufzunehmen, verbietet sich durch die Kosten. Ein solcher könnte nicht genug Abonnenten werben, um seine Kosten zu decken, denn ein Abonnent kostet mit Porto 72 Cents per Jahr. Für den Rest von 28 Cents kann ein Reisender nicht auf seine Kosten kommen. Zeitungsunternehmungen, die Fonds zur Verfügung haben, können es sich leisten, für einen Abbonnenten soviel auszugeben, als sie in zwei Jahren vereinnahmen. Unternehmungen, von beträchtlichen Kapitalien unterstützt, können ein Hilfspersonal engagiren, welches sich das Zusammenstellen von Abonnentenlisten zur Aufgabe macht, denen man dann Offerten von billigen Probeabonnement und Ansichts-Exemplare zusendet, um sie zu gewinnen. Wie weit man in dieser Hinsicht geht, mag ein interessantes Stückchen beweisen, das ich nicht nur zur Illustration sondern auch als Apologetik des Judenthums mittheilen will, weil man sonst derlei Dinge jüdische Geschäftspraktiken nennt. Vor einiger Zeit erhielt ich ein Zirkular eines bedeutenden Verlagshauses, das meine Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade erregte. Nach einer Einleitung, die sagte, daß die Buchhandlung bei der Veröffentlichung eines neuen Werkes eine Liste hervorragender Männer zusammengestellt habe, denen sie das Werk unter besonders günstigen Bedingungen offeriren wolle, um es auf diese Weise einzuführen, und daß ich einer der Auserwählten sei, was übrigens ein alltäglicher Trick ist, hieß es: Benützen Sie beiliegende Postkarte, geben Sie dieselbe ohne Unterschrift zur Post und wir werden Ihnen unsere Vorschläge unterbreiten. Das reizte mich und ich that, wie verlangt wurde. Nicht lange darauf besucht mich ein Agent und offerirt mir das Werk, eine Sammlung der besten englischen Autoren, angeblich für den Preis des Einbandes, der übrigens hoch genug war, um als Preis des Werkes zu gelten. Zu solchen Tricks gehört nicht nur ein gewisses Geschäftgenie, das ich, obwohl ein Kind jüdischer Eltern, nicht besitze, es gehört dazu auch Geld.

Die Frage entsteht nun: Soll ein Unternehmen, welches von dem Publikum, nach solchen Erfahrungen zu schließen, nicht goutirt wird, weiter bestehen? Darauf ist die Antwort zu geben, daß Schiller von dem Prinzen von Holstein-Augustenburg einen Gnadengehalt anzunehmen,

gezwungen war, als er schon einen Weltruf besaß, daß Heine trotz der Unterstützungen seines reichen Onkels und trotz einer Subvention aus der französischen Staatskasse immer mit Noth zu kämpfen hatte, und daß auf jüdischem Gebiete ganz besonders der Schriftsteller bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen ist. Ein jüdischer Literatur-Schnorrer, der, nebenbei gesagt, trotzdem er wissenschaftlich werthloses Zeug liefert, sich seit Jahren mit Literatur ernährt, sagte mir einmal ein gutes Wort. Der Talmud, meint er, erzählt uns, als Gott die Thora gab, wollten sie die Israeliten nicht annehmen, er hielt daher den Berg Sinai über ihren Köpfen in die Höhe und sagte: Wenn ihr die Thora annehmen wollt, ist es gut, wenn nicht, sollt ihr hier euer Grab finden. So, meint mein Schnorrer, ist die Thora durch Erpressung gegeben worden und muß durch Erpressung aufrecht erhalten werden.

Eine kleine Anzahl williger Freunde hat sich erboten, dem Unternehmen zur Seite zu stehen. Wir brauchen deren aber mehr und deshalb appelliren wir an unsere Leser, uns zu helfen. Ein persönlicher Appell an einen Freund, einem literarischen Unternehmen mit einem Dollar an die Hand zn gehen, ist nicht so schwer. Wenn jeder Leser der Deborah, oder richtiger gesagt, jeder Abonnent nur einen einzigen werben wollte, wäre aller Noth ein Ende bereitet. Wenn die Freunde der Deborah ihren europäischen Freunden durch ein Abonnement eine kleine Freude bereiten wollten, wäre nicht die leiseste Schwierigkeit vorhanden.

Die Deborah wird, wie bisher, ein literarisches Organ bleiben. Sie wird die Tagesgeschichte an der Hand verläßlicher Berichte besprechen — und in dieser Beziehung hat sie jedenfalls Erfolg gehabt, denn nicht nur haben sie ihre Schwestern zitirt, einzelne, wie das Wiener „Jüdisches Volksblatt,“ haben sogar ihre Leitartikel als Korrespondenzen abgedruckt. Wir werden ferner der Literatur unsere Aufmerksamkeit widmen, und zwar so, daß das nicht fachgelehrte Publikum die Berichte mit Nutzen lesen kann. Wir wollen weiter die Schätze der alten jüdischen Literatur unseren Lesern zugänglich machen, populäre Aufsätze sollen, wie bisher das ganze Gebiet jüdischer Interessenkreise behandeln, und dieselbe Unparteilichkeit, die bisher dem Konservativen wie dem Liberalen, dem Zionisten und dem Antizionisten das Wort gegönnt hat, soll weiter unsere Redaktionstaktik bestimmen. — Wir thun das Unserige. Möge nun das Publikum das Seinige thun. Um den Freunden der Deborah, die den Wunsch haben, uns beizustehen, den Weg zu zeigen, seien hier einige geschäftliche Bemerkungen gestattet. Alle diejenigen, die den Abonnementsbetrag für 1902 bis Ende Dezember d. J. einschicken, erhalten die im Jahre 1894 erschienene Festschrift der Deborah gratis. Dieselbe enthält poetische und prosaische Beiträge von den besten jüdischen Schriftstellern unserer Zeit. Sie können auch auf Verlangen gegen Erstattung der Portokosten (15 Cents) den Anfang der im nächsten Jahre fortzusetzenden Erzählung theils in den früheren Heften der Deborah, theils in einem Separatabdrucke erhalten.

Gegen einen Vorwurf sei uns eine Vertheidigung gestattet. Wir streben nicht darnach, der im Lande geborenen Generation die deutsche Sprache als Umgangssprache aufzuzwingen. Wir wissen wohl, daß es unmöglich wäre, wenn wir es wollten, und wir wollen es nicht. Die Kenntniß einer zweiten

Sprache, und besonders der kulturell so bedeutenden deutschen, ist aber ein Bildungsmittel, wie die schon angeführte Thatsache beweist, daß so viele jüdische Eltern ihre Kinder an dem deutschen Schulunterrichte theilnehmen lassen. Der größere Theil der amerikanischen Juden besteht aber aus deutschen Einwanderern oder aus den Kindern deutscher Einwanderer. Für sie ist und sollte die deutsche Sprache ein Objekt sentimentalen Interesses sein. So unsinnig und quixotisch die Erhaltung der deutschen Sprache als Umgangssprache wäre, so logisch ist ihre Erhaltung als einer neben der Umgangssprache bevorzugten zweiten Sprache. Ihre Verleugnung wird gerade das Gegentheil dessen erzielen, was der kindische Nativismus zu erzielen meint. Nur, wer auf dem Standpunkt steht, daß nichts als die Erfüllung der Bürgerpflichten den amerikanischen Bürger macht, kann den gegründeten Anspruch erheben, auf gleicher Stufe mit jedem anderen behandelt zu werden. Wer dem Nativismus in irgend einer Gestalt das Wort redet, der hat sofort das Recht privilegirter Klassen zugegeben, ob diese jetzt auf Religion, Geburtsort oder anderen Aeußerlichkeiten beruhen. Die Redaktion.

Geldsendungen wolle man gefälligst richten an:

Deborah, 218 Longworth Str., Cincinnati, O., oder an

G. Deutsch, Hyde Park, Cincinnati, O.

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Um das geistige Leben in der Gemeinde zu beschreiben, in der ich meine Kindheit verbrachte, ist es nothwendig, die Chronologie zu fixiren. Die ältesten Leute, die ich kannte, waren Zeitgenossen meines väterlichen Großvaters, Lazar Deutsch, genannt Leser Reb Salme Wolfens, geboren 17. Dezember 1787, gestorben 27. März 1856. Ihn selbst habe ich nicht mehr gekannt, und dadurch ist mir jedenfalls manche werthvolle Tradition über das intime Leben der Juden unserer Gegend zur Zeit der französischen Revolution verloren gegangen, was mir besonders in Rücksicht auf die Kenntniß von den Wirkungen der Kriegszeit — meine Heimath liegt unweit von Austerlitz und die Frau meines Urgroßvaters war die Tochter des dortigen Rabbiners Elias Hirschel Istels — leid thut.

Die Chronologie jener Zeit ist in der Regel sehr unklar. Geburtsregister wurden wohl von Kaiser Joseph II. angeordnet, aber sie wurden bis in die neueste Zeit sehr schleuderhaft geführt. Das Geburtsbuch unserer Gemeinde beginnt erst mit dem Jahre 1799. Die meisten Familienväter schrieben wohl die Namen und Geburtstage ihrer Kinder auf die leeren Blätter ihrer Gebetbücher und Bibeln, aber diese gingen mit dem Tode ihrer Inhaber in der Regel verloren. Hingegen erhielt sich in unserer Familie das Beschneidungsregister meines Urgroßvaters, des obengenannten Salmen Wolf,

geboren um 1755, gestorben am 13. Januar 1829, das in mancher Beziehung interessant ist. Es beginnt 1777 und schließt 1819. Die erste Eintragung lautet: „Ich habe glücklich vollzogen die Beschneidung des Knaben Issachar, Sohnes des Jakob Orech aus Dresnitz—Straßnitz in Mähren, der erste Rabbinatssitz des berühmten Moses Sofer 1795 — am 2. Tage Chol Hamoed Pessach 5537=24. April 1777. Möge Gott ihm (dem Vater) das Glück geben, ihn (den Knaben) zu erziehen zur Gotteslehre, zur Ehe und zu frommen Werken. Amen." Die letzte Eintragung, welcher eine Pause von etwa zwei Jahren vorangeht, lautet: „Ich habe vollzogen die Beschneidung des Knaben Issachar, genannt Bär, Sohn meines Sohnes Rabbi Eliezer, am heiligen Sabbath, 12. Tebeth 5579=9. Januar 1819. Möge der Herr ihm das Glück geben, ihn zu erziehen zur Gotteslehre, zur Ehe und zu guten Werken und zu schauen seine Kinder und Kindeskinder forschen in der Lehre Gottes. Amen." Man sieht, der alte Herr war etwas ökonomisch in seinen Wünschen und sparte für sein eigenes Fleisch und Blut immer einen Extrawunsch. Er vergißt auch bei den entferntesten Verwandten niemals, das Attribut שאר בשרי hinzuzufügen. Anderseits fehlt bei unehelichen Kindern jeder Wunsch. So heißt es: „Ich habe beschnitten das Kind Sebulun, Enkel des Metzgers Gumpel." Es handelt sich hier offenbar um das uneheliche Kind eines Dorfjuden, dessen Vater wohl kein Jude war. Die Fälle sind allerdings selten, aber sie sind doch hie und da vorgekommen und beweisen daher, daß die Theorie der jüdischen Rasse nicht so allgemeine Geltung hat, als Antisemiten und Zionisten uns glauben machen wollen.

Auch sonst ist das Mohelregister kulturgeschichtlich interessant. Der Orech, mit dessen Kinde der Urgroßvater seine Praxis begonnen hat, war ein Wanderbettler, dessen Frau in der „Schlafstatt," der Herberge, entbunden wurde, und wahrscheinlich hat es sich Reb Salme Wolf ein Stück Geld kosten lassen, um das Experiment an einer anima vilis machen zu können. Bei dem letzten Kinde, meinem Vater, hatte er sich offenbar wegen vorgerückten Alters schon von der Praxis zurückgezogen und ausnahmsweise, wie mein Vater mir erzählte, durch Bitten von der jungen Mutter die Gunst erlangt, die Beschneidung des Erstgeborenen eines seiner Söhne vollziehen zu dürfen.

Dieses Mohelregister giebt mir einige Anhaltspunkte über das Alter der ältesten Männer, die ich kannte, allerdings in manchen Fällen nicht genau, da die Familiennamen fehlen. So ist im Jahre 1778 ein Kind Pinchas ben Abraham eingetragen. Ich habe wohl einen blinden Greis Pinchas ben Abraham, namens Fischer, gekannt, der um 1870 gestorben ist, weiß aber nicht, ob es derselbe ist. Hingegen weiß ich genau, daß ich einen im Jahre 1785 geborenen Mordechai ben Abraham Branitz, mit dem offiziellen Familiennamen Süßmandl, gekannt habe, der im Jahre 1883 als 98=jähriger Greis starb. Seinen Namen und einige rein äußere Umstände habe ich dem Mordche in meiner Erzählung „Andere Zeiten" geliehen.

Bei der Nennung des Pinchas ben Abraham fällt mir eine Anekdote ein, die ich, weil sie besonders charakteristisch ist, den Lesern nicht vorenthalten will. Bekanntlich bestimmte eine kaiserliche Verordnung von 1810, daß jedes Brautpaar eine Prüfung aus dem von dem berüchtigten Herz Homberg ver=

faßten religiös-moralischen Lehrbuch Bene Zion ablegen müsse. Einer solchen mußte sich die Schwester des genannten Pinchas ben Abraham unterziehen. Auf die Frage, wer Abraham gewesen sei, erwiderte sie, nach Frauenart etwas hinzusetzend (S. Midrasch rabba Bereschith, Kap. 19): „Abraham war mein Vater; Pinkus und Jakob sind meine Brüder."

Der älteste Mann, dessen ich mich genau erinnere, war der im April 1865 in hohem Alter verstorbene, um 1780 geborene, „Vetter Löb," mit seinem bürgerlichen Namen Löbel Samek genannt. Er war der Bruder des schon genannten Lehrers Moses Samek und seine Frau war die Schwester meines mütterlichen Großvaters, Bär (genannt Benedikt) Wiener, geboren um 1765, gestorben 25. November 1853, der offenbar der Nachkomme eines 1670 aus Wien vertriebenen Exulanten war. Den Vetter Löb sahen wir Kinder als eine Art Santa Klaus an. Er war ein schlichter Hausierer, der sich wegen seiner Rechtschaffenheit außerordentlicher Beliebtheit bei seinen bäuerlichen Kunden erfreute. Deshalb wurde er von den Bauern zur Zeit der Obsternte und Weinlese reichlich beschenkt. Ein sehr netter Mensch, von genau geregelten, pedantischen Gewohnheiten, verstand er es, Pflaumen, Aepfel und Weintrauben den ganzen Winter über zu bewahren. Seiner Obhut pflegte mich der Vater in der Synagoge anzuvertrauen, damit ich nichts „überhuppern" sollte und sonst mit den verwickelten Regeln des Gebetbuches bekannt werde. Wenn ich nun am Sabbath mein Pensum brav abgewickelt hatte, nahm mich der Vetter Löb nach Hause und ich kriegte „Schabbesobst," bestehend aus Trauben, Pflaumen, Nüssen, oder auch einer Art Oblaten, „Fritteln" genannt. Am Purim schickte ihm mein Vater das unter Verwandten und Freunden übliche Geschenk, welches einfach genug aus Chokolade und Südfrüchten bestand, die bei uns damals große Luxusartikel waren. Ich glaube, daß die ganze Mode schon damals nur künstlich mitgemacht wurde, „damit die Kinder doch etwas vor sich gesehen haben sollen." Wir, meine etwas ältere Schwester und ich, wurden dann auch abgerichtet, zu sagen: Vetter Löb, der Vater — oder, nach unserer Aussprache, der Vatter — schickt Ihnen Schlachmoneß. Wir sträubten uns gegen dieses Wort trotz der uns sicheren Rebe mit den noch gut erhaltenen Trauben. Warum, weiß ich heute nicht mehr. Ich glaube jedoch, daß uns das „Jüdische" nicht mehr fein genug war. denn wir wurden sonst immer sehr strenge vor dem Jüdisch-Reden behütet, und ich kann mich genau erinnern, daß ich einmal dem Lehrer den Auftrag zu überbringen hatte, mich aus der Nähe eines anderen Knaben wegzusetzen, der mir immer jüdische Phrasen beibrachte. Natürlich brachten wir doch stammelnd und erröthend das Wort „Schlachmoneß" heraus.

Eine andere Erfahrung mit dem Vetter Löb ist mir ganz besonders lebhaft in Erinnerung geblieben. Ich stand neben ihm am Simchath Thora mit meinem Fähnchen und dem daran aufgesteckten Wachslichtlein in der Hand, als die kleine Kerze so herunterbrannte, daß sie die papierene Fahne in Brand zu stecken drohte. Ich warf das Kerzlein zu Boden und trat darauf mit dem Fuße, um es auszulöschen. Ein schmerzlicher Blick und ein tiefer Seufzer des alten Vetters kamen zu spät, um die schwarze That zu verhindern. Das Verbrechen war geschehen. Ich hatte am Feiertage, wo es nur gestattet ist,

ein Licht anzuzünden, ein Licht ausgelöscht. Noch heute sehe ich das typisch-jüdische, von einem schmalen Bartstreifen umsäumte Gesicht des alten Vetters mit dem Ausdruck tiefer Bekümmerniß über die heranwachsende schlechte Welt vor mir, und noch fühle ich die Zerknirschung in dem Bewußtsein der durch ein so unbedachtes Verbrechen gestörten Festesfreude.

Wir waren also doch schon Epigonen des alten Judenthums, obwohl wir im Ghetto aufwuchsen und obwohl jeder Tag unseres Lebens uns durch die häusliche Praxis religiöse Anregungen brachte. Eines heiteren, diese Thatsache illustrirenden Vorfalles muß ich in diesem Zusammenhange erwähnen. Meine Schwester sah einmal in der Gasse einen fremden Schnorrer, der die Häuser prüfend musterte. Gutmüthig, wie Kinder sind, fragte sie ihn, was er suche. Er erwiederte: „Wos ech suech'? Hm, Elijeh Nowi." Meine Schwester erwiederte treuherzig: „Hier in dem Gassel wohnt Elijeh Schuster, weiter unten wohnt Elijeh, der Schammes, aber Elijeh Nowi wohnt nicht hier." Als sie dann nach Hause kam und in aller Unschuld ihre Erfahrung mittheilte, wurde sie wegen ihrer Dummheit gescholten. Den Eltern fiel es eben bei einer solchen Gelegenheit nicht ein, daß man uns so ängstlich vor dem Jüdisch-Reden bewahrt hatte, daß unser Vokabelschatz dadurch gelitten hatte. Ihnen selbst war wohl der Elije Nowi in ihrer Kindheit gerade so geläufig wie unseren Kindern der Santa Klaus.

Eine kleine Apologie muß ich hier einschalten. Man glaube ja nicht, daß ich mich als Wunderkind ausspielen will, wenn ich erzähle, daß ich mit fünf Jahren dem öffentlichen Gottesdienste folgen konnte. Das war zu jener Zeit noch ziemlich allgemein. Ich begann erst dann mich von meinen Altersgenossen auszuzeichnen, als mein Vater mich in der Mischnah unterrichtete. Ich war damals sechs Jahre alt und konnte also nicht nur unvokalisirte Texte und Raschi-Schrift lesen, sondern verstand auch die subtilen Auseinandersetzungen, wie zum Beispiel als mir mein Vater die Uebersetzung der Phrase מיל״תא אגב אורחא קמ״ל aus Bertinoros Kommentar beibrachte, die er übersetzte: Der „Tanne" läßt mich bei dieser Gelegenheit einen neuen „Din" hören. Mit Ausnahme solcher technischer Ausdrücke wurde bei diesem Unterricht wie bei dem biblischen Unterricht korrektes Deutsch gesprochen, erst bei dem talmudischen Unterricht, der begann, als ich acht Jahre alt war, trat das Jüdisch in seine ererbten Rechte.

Zahlen sprechen.

Breslau. Nach dem Ergebniß der am 1. Dezember 1900 in Preußen stattgefundenen Volkszählung hat hier in den letzten fünf Jahren die evangelische Bevölkerung um 1,466,129, die katholische um 1,114,165 zugenommen und die israelitische um 7,394 abgenommen. Die Ursache dieser Erscheinung sind die Massentaufen; denn von einer zahlreichen Auswanderung preußischer Juden weiß Niemand was zu erzählen.

Licht aus Osten.

Von **Dr. H. Malter.**

Die Erzeugnisse der orientalischen Poesie nehmen seit Langem einen hervorragenden Platz in der verwandten deutschen Literatur ein. Die besten der deutschen Dichter haben den hohen poetischen Werth der morgenländischen Dichtungen sowohl dem Inhalte als auch der Form nach anerkannt und sind dadurch selber zu Nachbildungen und Uebersetzungen angeeifert worden. Der Dichterruhm Friedrich Rückert's beruht nicht zum Geringsten auf seiner unübertroffenen Fähigkeit, die dichterischen Werke des Orients in ihrer äußeren Form, ihrer Einkleidung und ihrer poetischen Idee zu erfassen und dem deutschen Geiste anzueignen. Unter den vielen Dichtungen Rückert's sind seine „Makamen des Hariri" das Populärste geblieben. Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza Schaffy" sind gleichfalls eine Nachbildung morgenländischer Muster und haben bis jetzt etwa 150 Auflagen erlebt. Aus dergleichen Nachdichtungen und Uebersetzungen haben dann Andere ganze Sammelwerke (Anthologieen) orientalischer Dichtungen veranstaltet und dem deutschen Publikum zugänglich gemacht.

Eine solche Sammlung von Gedichten, Sinnsprüchen, Räthseln ꝛc., die aus fast allen Sprachen des Ostens von verschiedenen Dichtern übersetzt sind, liegt uns auch in dem kürzlich von Frl. Adeline Goldberg publizirten Büchlein vor.*) Es kommt bei derartigen Sammlungen hauptsächlich auf den künstlerischen Geschmack an, der für den Sammler bei der Auswahl der einzelnen Gedichte u. s. w. maßgebend war, denn bei der Eigenart der orientalischen Poesie ist nicht alles, was ein Dichter, zuweilen nur der Vollständigkeit wegen, ins Deutsche übertragen hat, dem deutschen Leser gleich interessant und zum poetischen Nachempfinden gleich anregend. Es kommt da zum Beispiel irgend ein dunkler Ausdruck vor oder ein kühnes Bild, das völlig fremden Verhältnissen entnommen ist; der Dichter muß es durch eine Anmerkung erklären, und dem Leser wird dadurch der Genuß des Ganzen gestört.

Zum Lobe unserer Sammlerin müssen wir nun sagen, daß sie in ihrer Auswahl der einzelnen Produkte aus einer weitschichtigen Literatur von einem glücklichen Geschmacke geleitet war und, soweit wiederum unser Geschmack darüber urtheilen kann, das Beste vom Besten gegeben hat. Einige Gedichte, die wir hier folgen lassen, mögen das Gesagte bestätigen. Wir gruppiren sie ihrer unsprünglichen Sprache nach:

1. **Der Frühling.** (Aus dem Arabischen nach Amthor.)

Der Frühling ist da,
Es winket der Mai,
Die Rosen sind nah' =
So komm' denn herbei!

Und werde nicht müd',
Die Rosen zu sehn!
Die Blume verblüht,
Die Rosen vergehn.

Und säume auch nicht!
Und pflücke nur zu!
Die Freude verfliegt,
Die Ros' ist wie Du.

---

*) „Licht aus Osten." Gedichte und Sprüche aus der morgenländischen Literatur für die reifere Jugend, ausgewählt von Adeline Goldberg, Frankfurt am Main 1901. Verlag von J. Kauffmann, 144 Seiten klein Octav.

2. **Mond.** (Abdi, nach Hammer.)

Mond und Sterne die erleuchten
Diese Erde Tag und Nacht,
Sind für mich nur zwei Laternen,
Welche brennen Tag und Nacht.

Mond und Sterne sind zwei Tafeln,
Silberner und goldner Pracht,
Auf denselben werden Hymnen
Lob's geschrieben Tag und Nacht.

Mond und Sterne sind Gewichte
An der Uhr von Gottes Macht,
Eines steigt, das andre sinket
Immerfort bei Tag und Nacht.

Mond und Sterne sind zwei Kerzen,
Uns zu leiten, angefacht,
Die als Schmetterling umkreisen
Ew'ges Licht bei Tag und Nacht.

Goldene Sprüche (aus dem chinesischen Schi-King nach Rückert.)

Trachte, daß dein Aeußres werde
Glänzend und dein Inn'res rein;
Jede Miene und Geberde,
Jedes Wort ein Edelstein,

Ob du wachest oder ruhest,
Denke stets, daß du dir selbst nicht lebest;
Was du lassest oder thuest,
Nie vergiß, daß du ein Beispiel gebest.

2. **Vöglein auf dem Baume.** (Derselbe.)

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest frei hinaus,
Es wächst in jedem Baume
Ein Körnlein deinem Schmaus.
Du weißt es klug zu naschen
Aus Netzen selbst und Maschen;
Du lässest dich nicht haschen
Und lachest fröhlich deinen Laurer aus.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest froh dahin;
Es reifet Kirsch' und Pflaume
Dir einzig zum Gewinn.
Du bist in diesem Lande
Der einz'ge frei von Stande,
Frei von des Kummers Bande,
O, daß ich hätte deinen leichten Sinn!

1. **Allgegenwart.** (Aus dem Hebräischen des Jehuda Halevi, nur einige Strophen — nach der Uebersetzung von Heller.)

Wo soll ich, Herr, Dich finden?
Du wohnst so hoch und weit.
Wo soll ich Dich nicht finden,
Der Raum beherrscht und Zeit?

Seht ihn im Herzen wohnen
Und auf dem letzten Stern,
Den Nächsten Treue lohnen
Und denen auch, die fern;
Auf Cherubim seht thronen
Den hohen Himmelsherrn!

Dich such' ich allerwegen,
Mein Herz begehrt nach Dir,
Und komm' ich Dir entgegen,
Entgegen kommst Du mir —
O heilig muß bewegen
Dein Wunderwerk mich hier!

2. **Reden und Schweigen.** (Gabriol, nach Steinschneider).

Der Menschen Redeweise,
Sie gleicht dem Salz der Speise:
Es würzt das rechte Maß,
Verdirbt das Uebermaß.

3. **Hoffnung.** (Abr. Ibn Esra nach Heller.)

Flössen nach der Leiden Zahl
Meine Thränen allzumal,
Gäb's nicht Land, nur Wogen;
Doch der Sintfluth nicht allein,
Auch der bittern Thränenpein
Kam der Regenbogen.

4. **Die Seele.** (Talmud nach Sachs.)

Die Seele ist ein Licht, das Gott gezündet, —
Ein Licht die Lehre, die er hat verkündet.
Mein Licht — spricht Gott — ist in des Menschen Hand,
Dein Licht — o Mensch — das steht in Gottes Hand.
Wahrst Du das meine als ein treues Pfand,
Dann schirmt das deine liebend meine Hand.

5. **Weisheit.** (Talmud, nach Sachs.)

Alter zählt nach Jahren nicht,
Weisheit ist sein Vollgewicht.
Jung der Thor mit grauen Haaren,
Alt ein Jüngling, wohl erfahren.

6. **Besuche.** (Charisi nach Steinschneider.)

Geh' nicht zu oft in Nachbars Haus,
Daß man sich nicht von dir entferne,
Man fleht um Regen, bleibt er aus,
Doch häufig sieht man ihn nicht gerne.

1. **Pflichterfüllung.** (Aus dem Indischen von Bhartrihari, nach Bohlen.)

Mag auf nackter Erde schlafen
Oder auf dem Polsterkissen,
Mag von wilden Kräutern leben
Oder schwelgen in Genüssen,
Mag in Lumpen seinen Körper
Oder auch in Seide hüllen:
Der Beständ'ge wanket nimmer,
Seine Pflichten zu erfüllen.

2. **Der steile Weg.** (Derselbe.)

Dem Bösewicht nimmer zu heucheln,
Noch Freunden um Hülfe zu schmeicheln,
Der Pflicht und der Tugend sich weihn
Und ewig das Laster zu scheun;
Im Unglück erhaben zu stehn,
Auf treffliche Vorbilder zu sehn:
So ist der Gerechten Bestreben,
Ein dorniger Pfad durch das Leben.

3. **Der Unterschied.** (Derselbe.)

Wenn auch der Erde Güter lange weilen,
So können sie von selber uns enteilen;
Was wäre denn der Unterschied,
Wenn sie der Mensch freiwillig flieht?
Vergehen sie, so bleiben herbe Schmerzen;
Doch geben wir sie hin mit leichtem Herzen,
So bleibet Ruhe im Gemüth:
Das ist der große Unterschied!

4. **Größe.** (Hitopadesa nach Meyer.

Roth geht die Sonne auf
Und geht auch unter roth:
Große bleiben stets sich groß
Im Glück und in der Noth.
Der Sturmwind entwurzelt die Grashalme nicht,
Die nach allen Seiten sich neigen;
Die hohen Bäume beschädigt er nur,
Weil Große gegen Große ihre Macht nur zeigen.

(Schluß folgt.)

Jüdische Gedenktage.

Dezember.

1. 499 Rabina, Redaktor des Talmud, Sura, gest.
1264 Proselyt Abraham in Bayern verbrannt.
1893 Peter Sbarbaro, Anwalt der Juden in Rom, gest.

2. 1809 Samuel Adler, Reformrabbiner, Worms, geb.
1825 Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, Schätzer der jüdischen Literatur, geb.
1867 Ludwig Lesser, Schriftsteller, Berlin, gest.
1870 Kommandant Franchetti bei Champigny gefallen.
1886 Aron Auerbach, Rabbiner, Bonn, gest.
1890 David Asher, philosophischer Schriftsteller, gest.
1900 Ludwig Jakobowsky, Dichter, Berlin, gest.

3. 1811 Ed. Bendemann, berühmter Maler, Konvertit, Berlin, geb.
1836 Adolf Lieben, Chemiker, Universitäts-Professor, Wien, geb.
1842 Samuel (Sanwel) Eger, Rabbiner und talmudischer Autor, Braunschweig, gest.
1844 H. Gerson, Arzt und medizinischer Schriftsteller, Hamburg, gest.
1875 Philipp Anspach, Richter am Kassationshof, Paris, gest.
1882 Leopold Stein, Reformrabbiner, Frankfurt a. M., gest.
1891 Abr. Alexander Wolff, Oberrabbiner, Kopenhagen, gest.

4. 1741 Moses ben Abraham Broda, Rabbiner, Worms, gest.
1750 Abbe Gregoire, Anwalt der Juden, geb.
1805 Philipp Samson, Mitbegründer der Samson-Schule, Wolfenbüttel, gest.
1878 David B. Adler, dänischer Politiker, gest.
1896 Felix Luka, Professor am Polytechnikum, Charlottenburg, gest.

5. 1349 Siebzig Juden in Nürnberg erschlagen.
1756 Isaak Lampronti, Verfasser des talmud schen Real-Lexikons, Ferrara, gest.
1823 Hartog Lemon, Arzt und Kämpfer für Emanzipation, Amsterdam, gest.
1849 Baruch Lindau, hebräischer Schriftsteller, Berlin, gest.
1891 Dom Pedro, Paris, gest. (Siehe 2. Dezember.)
1900 Emily Marion Harris, Philanthropin und Schriftstellerin, London, gest.

6. 1213 Judengemetzel in Erfurt.
1699 Tebele ben Wolf, rabbinischer Schriftsteller, Altona, gest.
1750 David Friedländer, Aufklärungsschriftsteller, Königsberg, geb.
1834 Jonas Daniel Meijer, Rechtsgelehrter und Anwalt der Juden, Amsterdam, gest.
1834 Hermann Senator, Mediziner, Berliner Universitäts-Professor, Gnesen, geb.
1855 Amschel Mayer v. Rothschild, Frankfurt a. M. gest.
1877 Theodor Creizenach, Historiker, Konvertit, gest.
1885 Wolfgang Straßmann, Stadtverordneten-Vorsteher, Berlin, gest.
1888 Arnold Domaschowski, russischer Jurist, gest.

7. 1820 Abraham Titkin, Rabbiner und talmudischer Autor, Breslau, gest.
1823 Leopold Kronecker, Mathematiker, Liegnitz, geb.
1895 Salomon Fuchs, Rabbiner und jüdischer wissenschaftlicher Schriftsteller, gest.
1900 Henry Russell, Liederkomponist, London, gest.

8. 1816 Adolf Fischhof, österreichischer Politiker, Altofen, geb.
1818 David Asher, geb. (Siehe 2. Dez.)
1822 Saul Ascher, Schriftsteller, Berlin, gest.
1826 Cerf Berr, genannt Ibrahim Manzur Effendi, Abenteuerer, Larousse, gest.
1839 Julius Bernstein, Physiologe, Professor in Halle, Berlin, geb.
1859 M. B. Friedenthal, Kaufmann und jüdischer Schriftsteller, Breslau, gest.
1871 Jakob Etlinger, orthodoxer Rabbiner und Autor, Altona, gest.

9. 1669 Mathathia Calahorre, Märtyrer, von Jesuiten umgebracht, Piotrkow.
1712 Simon Frankfurter, Ritual-Schriftsteller, Amsterdam, gest.
1738 Vertreibung der Juden aus Breslau.
1804 Edikt Czar Alexander I. betreffend Anlegung jüdischer Kolonien.
1815 Reformgottesdienst im Berr'schen Hause in Berlin polizeilich verboten.
1818 Sir John Simon, englischer Parlamentarier, Jamaika, geb.
1831 Moriz von Hirsch, Philanthrop, geb.
1869 Meier Zipser, Rabbiner und Autor, Stuhlweißenburg, gest.
1880 Jacob Jacobs, Maler, Antwerpen, gest.
1885 Josef von Hirsch, Vater Moriz von Hirsch's, München, gest.

10. 1198 Ibn Roschd, Averroes, arabischer Philosoph, Lehrer Maimunis, gest.
1768 Ernst K. Rosenmüller, alttestamentarischer Exeget, Christ, Heßberg, geb.
1791 Jakob Frank, Stifter einer juden-christlichen Sekte, Offenbach, gest.
1814 Sebastian Brunner, klerikaler Antisemit, Wien, geb.
1862 Peter Geller, Maler, Sklow, geb.
1864 Gerson Levy, jüdischer Schriftsteller, Metz, gest.
1884 Abraham Placzeck, mährischer Landesrabbiner, Boskowitz, gest.
1888 S. L. Schwabacher, Rabbiner, Odessa, gest.
1891 Abraham Kuenen, alttestamentarischer Exeget und jüdischer Geschichtsschreiber, Christ, Leiden, gest.

11. 1751 Chr. Wilhelm von Dohm, Anwalt der Juden, Lemgo, geb.
1835 Adolf Stöcker, der Hofprediger des Antisemitismus, Halberstadt, geb.
1890 Heinrich Davidson, Professor der Medizin, Berlin, gest.
1896 Cäcilie Furtado Heine, französische Philanthropin, gest.
1898 Max Grünbaum, jüdischer Literaturhistoriker, München, gest.

12. 1795 M. A. Günzburg, russischer Aufklärungsschriftsteller, Salant, geb.
1893 J. Löwenberg, Geograph, Berlin, gest.
1897 Isaak Costa, Rabbiner, Livorno, gest.
1900 M. G. Ottolenghi, Rabbiner und pädagogischer Schriftsteller, Saloniki, gest.

13. 1204 Moses Maimonides, Kairo, gest.
1349 Judengemetzel in Deutschland.
1830 Isaak Pleßner, Uebersetzer ins Hebräische, Breslau, gest.

14. 1808 Abraham ben Elijah (Gaon), wissenschaftlicher Autor, Wilna, gest.
1885 Math. Straschun, Mäzen und talmudischer Gelehrter, Wilna, gest.
1899 Samuel Schlesinger, Schiffahrts-Inspektor, Budapest, gest.

15. 1679 Moses Raphael de Aguylar, Rabbiner, Amsterdam, gest.
1818 Abraham Treuenfels, Rabbiner und Autor, geb.
1827 Josef Halevy, Orientalist, Adrianopel, geb.
1833 Prosper Wittersheim, Anwalt der Juden, Straßburg, gest.
1891 Benedikt Zuckermann, Lehrer am Rabbiner-Seminar, Breslau, gest.
1899 Gottlieb Adler, Mathematiker, Wien, gest.

16. 1741 Nathan Adler, Mystiker, Talmudist, Frankfurt, a. M., geb.
1778 Ludwig Robert, Dramatiker, Bruder der Rahel, Berlin, geb.
1878 Karl Gutzkow, Verfasser des Uriel Akosta, gest.
1895 Samuel Spitzer, Rabbiner und Autor, Essek, gest.

17. 1568 Israel Horwitz und sein Schwiegersohn Moses ben Joel in Prag verbrannt.
1659 Dreihundert Juden in Buchow erschlagen.
1750 Zadik Kohen Belinfante, rabbinischer Autor, Amsterdam, gest.
1839 Josef Flesch, neuhebräischer Autor, Raußnitz, gest.
1890 Philip Abraham, englischer Autor, London, gest.
1893 Heinrich Zirndorf, Rabbiner und Autor, Cincinnati, gest.
1898 Kalman Schulmann, hebräischer pädagogischer Schriftsteller, gest.

18. 1706 Moses Jehuda ben Kalonymos (Löb Charif) Rabbiner, Amsterdam, gest.
1725 Johann Salomon Semler, rationalistischer Theologe, von seinen Gegnern **Judaeis peior** genannt, Saalfeld, geb.

18. 1744 Juden aus dem Königreich Böhmen ausgewiesen.
1803 J. G. Herder, der Schätzer der hebräischen Poesie, gest.
1813 Baruch Jeiteles, hebräischer Autor, Prag, gest.
1816 David Oppenheim, Rabbiner und Autor, Leipnik, geb.
1889 Heinrich Deutsch, ungarischer jüdischer Schriftsteller, Budapest, gest.
1896 Moriz Rohr, Philanthrop, Berlin, gest.

19. 1781 Leibzoll in Oesterreich aufgehoben.
1791 David Teble Schiff, Rabbiner, London, gest.
1837 Leon Gordon, hebräischer Dichter, Wilna, geb.
1844 Kahalsämter in Rußland aufgehoben.
1886 Giuseppe Finzi, italienischer Patriot und Senator, gest.

20. 1704 Johann Andreas Eisenmenger, der giftige Judenfeind, gest.
1816 Simon Bondi, hebräischer Schriftsteller, Dresden, gest.
1821 Michel Levy, Pariser Buchhändler, geb.
1863 Begründung des Vereins Mefize Haskala in Rußland.
1882 Philipp Ehrenberg, Direktor der Samson-Schule, gest.
1895 Leopold Jacoby, Dichter, Zürich, gest.

21. 1627 Vier Juden in Cordova verbrannt.
1725 Abraham aus Glogau, rabbinischer Autor, gest.
1788 Dina Cohen, geb. Nauen, Philanthropin, Wien, gest.
1804 Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield, London, geb.
1834 Adolf von Sonnenthal, Wiener Hofschauspieler, Budapest, geb.
1838 Samuel Bernstein, Oberrabbiner, Amsterdam, gest.
1891 Leon Pinsker, zionistischer Schriftsteller, Odessa, gest.
1895 Moriz Popper, jüdischer Geschichtsforscher, Prag, gest.

22. 1239 Abraham Alfakar, hebräischer Dichter, Toledo, gest.
1772 Salomon Sachs, Regierungsbaumeister, Berlin, geb.
1822 Gerson von Bleichröder, Finanzier, Berlin, geb.
1833 Verordnung über die Juden im Großherzogthum Posen.
1847 Aron Fuld, hebräischer Gelehrter, Frankfurt a. M., gest.
1890 Samuel Josef Fünn, verdienstvoller hebräischer Autor, Wilna, gest.
1891 Paul de Lagarde, gelehrter Orientalist und Antisemit, Göttingen, gest.

23. 1839 M. J. Bresselau, Reformschriftsteller, Hamburg, gest.
1844 Salomon Heine, Heinrich Heine's Onkel, Philanthrop, Hamburg, gest.
1871 Jonas von Königswarter, Philanthrop, Wien, gest.
1880 George Eliot, die Verfasserin von Daniel Deronda, gest.
1887 Lawrence Oliphant, christl. Beförderer der Kolonisation Palästinas, gest.
1892 Paulus (Selig) Cassel, Judenmissionär und gelehrter Forscher, Berlin, gest.

24. 1496 Verbannung der Juden aus Portugal.
1804 Isaak Satanow, fleißiger hebräischer Schriftsteller, Berlin, gest.
1812 Henry Russell, geb. (S. 7. Dez.)
1821 Leon Pinsker, geb. (S. 21. Dez.)
1852 Marco Brociner, Schriftsteller, Jassy, geb.

25. 1800 Bär Goldberg, hebräischer Autor, Chlodna, geb.
1834 David Friedländer, Berlin, gest. (S. 6. Dez.)
1839 David Caro, Reformschriftsteller, Posen, geb.
1859 Alphons Th. Cerfberr, Dramatiker und Volksschriftsteller, Paris, gest.
1880 Simon von Oppenheim, Bankier und Philanthrop, Köln, gest.
1884 Salomon Herxheimer, Rabbiner und Autor, Bernburg, gest.

26. 1669 Gerson Chefez, Verfasser eines Reimlexikons, Venedig, gest.
1835 Josef Perles, Rabbiner und Autor, Baja, geb.
1840 David Segre, italienischer Diplomat, geb.
1859 Bär Oppenheim, Rabbiner, Eibenschitz, gest.
1873 Isaak Löwe, Reformrabbiner, Fürth, gest.
1883 Hirsch B. Fassel, Rabbiner und Autor, Gr. Kanisza, gest.

26.	1885	Julius Glaser, österreichischer Minister, Konvertit, gest.
	1892	Jomtob Baslianski, Rabbiner und talmudischer Autor, Mir, gest.
	1892	Isaak Meir Dick, hebräischer Literat, Wilna, gest.
27.	1818	Lipmann M. Büschenthal, deutscher Dichter, Berlin, gest.
	1837	Ludwig Löwe, deutscher Parlamentarier, geb.
	1861	Meir Eisenstädter, Rabbiner und talmudischer Autor, Unghvar, gest.
	1861	Jakob Eichenbaum, hebräischer Aufklärungsschriftsteller, Kiew, gest.
	1862	Michael Goudchaux, französischer Finanzminister, gest.
	1889	Eduard Bendemann, gest. (S. 3. Dez.)
	1893	Moriz Ehrentheil, Populärschriftsteller, Budapest, gest.
	1899	Moses Levi Ehrenreich, Rabbiner, Rom, gest.
28.	1235	Judengemetzel in Lauda.
	1757	Moses Lwow, Landrabbiner, Nikolsburg, gest.
	1788	Moses J. Landau, Schriftsteller, Prag, geb.
	1810	Levi Herzfeld, braunschweigischer Rabbiner, geb.
	1811	Ludwig Philippson, jüdischer Publizist, Dessau, geb.
	1825	Adolf de Blowitz (eigentlich Oppert), Journalist, Konvertit, Blowitz, geb.
	1828	Josef von Weilen, Dramatiker, Konvertit, Tetin, geb.
	1859	Thomas B. Macaulay, Verfechter der jüdischen Rechte, gest.
	1887	Julius Sachs, Komponist, Frankfurt a. M., gest.
	1893	Adolf Jellinek, Prediger, Wien, gest.
29.	1590	Zemach Duran, Rabbiner und Autor, Algier, gest.
	1817	August Abrahamson, Philantrop, Gothenburg, geb.
	1853	Ferdinand Caspary, Mathematiker, Berlin, geb.
	1862	Samuel Mulder, holländischer jüdischer Schriftsteller, Amsterdam, gest.
	1889	Ludwig Philippson, Bonn, gest. (S. 28. Dez.)
	1891	Leopold Kronecker, Berlin, gest. (S. 7. Dez.)
	1896	Jakob Bacharach, hebräischer wissenschaftlicher Autor, Bialystock, gest.
30.	1066	Judengemetzel in Granada.
	1702	Josef Darschan, rabbinischer Schriftsteller, Berlin, gest.
	1814	Betty Paoli (Glück), deutsche Dichterin, Konvertitin, geb.
	1832	Max Hirsch, deutscher Politiker und Nationalökonom, geb.
	1855	Samuel Bleichröder, Gründer des Bankhauses, Berlin, gest.
	1894	Eugenia Fortis, italienische Dichterin, gest.
31.	1754	Hirzel Levi in Colmar unschuldig hingerichtet.
	1829	Isaak Artom, italienischer Senator, geb.
	1852	Zacharias Wertheim, Arzt und medizinischer Schriftsteller, Wien, gest.
	1871	Samue! Wolf Schreiber, Rabbiner in Preßburg, Sohn Moses Sofers, gest.
	1888	Samson Raph. Hirsch, Schöpfer der Neu-Orthodoxie, Frankfurt a. M., gest.
	1894	David Rosin, Lehrer am Breslauer Rabbiner-Seminar, gest.

Sie wird doch nicht?

Vor Kurzem feierte das Ehepaar Dose in Barmsted bei Elmshorn seine eiserne Hochzeit. Der Ehemann ist 93 Jahre alt, die Frau acht Jahre jünger. Als kürzlich die Frau Dose krank wurde, meinte der alte Mann: „Mudder, Du warst mi doch wohl nich utkniepen?"

L'enfant terrible. Hans: Du, Onkel Paul, Dein Haar ist ja gar nicht naß. Onkel Paul: Wie kommst Du denn darauf, daß mein Haar naß sein sollte! Hans: Na, Papa hat erst kurz vorher, ehe Du kamst, zu Mama gesagt, er wüßte nicht, wie Du noch den Kopf über Wasser hieltest.

Der jüdische Arbeiter.

Von Albert M. Friedenberg.

Schon lange pflegt man die Juden als eine Handels-Rasse zu betrachten. Man kann sich kaum einen jüdischen Arbeiter, Handwerker oder gar Ackersmann vorstellen! Der Sociologe betrachtet den Juden als den Repräsentanten des Kapitals; die Nation steht diesem semitischen Einflusse unmittelbar gegenüber.

Thatsache ist es jedoch, daß es unter den Juden viele Arbeiter giebt. Im westlichen Theile Europas ist dieses zwar nicht der Fall, zum Beispiel in Frankreich und in Italien, weil da die Juden nur einen geringen Bestandtheil der Bevölkerung bilden. Die Behörden sind überdies dem Juden feindlich gesinnt; auch möchte man lieber die Staatsbürger jüdischen Glaubens einheitlich behandeln.

In den biblischen Zeiten waren die Juden stets dem Ackerbau ergeben, wenn sie auch später durch Verfolgung und Zerstörung dem ländlichen Lebenswandel entfremdet wurden. Das Oster-, das Wochen- und das Laubhütten-Fest war dem Kultus eines Ackerbau-Gottes gewidmet. Erst die Diaspora zwang die Juden, sich vom Ackerbau zum Handel zu wenden. Der Jude mußte auswandern und, überall Fremdling, mußte er sich sein Brod durch den Handel oder durch ein Handwerk erwerben. Er mußte erlernen, was zu allen Zeiten und an allen Orten möglich und nützlich sein konnte. Noth bricht Eisen — die Juden waren gezwungen, zur Erhaltung des Lebens den Handel zu ergreifen, obschon letzterer im direkten Widerspruch mit ihren Ueberlieferungen stand. Denn wie allbekannt, waren die Juden weder unter den Richtern und Königen, noch zur Zeit der Makkabäer ein handelstreibendes Volk.

Nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 wurde dem Juden in fremden Ländern der Ackerbau nicht erlaubt, indem ihm das Gesetz die erste Bedingung, nämlich den Bodenbesitz nicht gestattete. Erst die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts haben die landwirthschaftliche Thätigkeit des Juden wieder erwirkt.

Aber an jüdischen Handwerkern hat es niemals gefehlt. Zur Zeit der Kreuzzüge waren die meisten Juden Handwerker, und nur die ungünstigen Verordnungen der Regierungen verursachten, daß sie sich dem Handel und Geschäft zuwenden mußten.

In dem letzten Jahrhundert hat der Jude unter Schirm und Sporn der humanen Gesetzgebung gerne die Gelegenheiten ergriffen, die ihm geboten wurden, um in die verschiedenen Handwerke einzutreten.

In Rußland giebt es in sechzehn Herrschaften mehr als 250,000 jüdische Handwerker, die mit Hinzustellung der Gehilfen und Handlanger zwölf Prozent der russisch-jüdischen Bevölkerung ausmachen. Ihr Loos ist ein recht trauriges: in den Städten des Ansiedlungsgaues reißt einer dem anderen das

Brot aus den Händen. Der Kampf um's Dasein ist da in der That ein schauriger und die Geschichte erzählt von keinem, der ihn an Grimmigkeit übertroffen hätte. Die Handwerker sind entweder Hausarbeiter — nicht einmal Tagelöhner — oder an die „Sweatingmasters" verpachtet. In Wilna beläuft die jüdische Prozentzahl der gesammten arbeitenden Bevölkerung sich auf 62, in Kowno auf 73, in Odessa auf 52. In Bialystock — dem wahren Neu-Jerusalem — sind 90 Prozent der Juden Arbeiter.

In Polen sind die Zustände noch viel ärger. Hier zählen die Juden nach Millionen. Die meisten ernähren sich vom Handel, da das strenge russische Gesetz ihnen die Spiritus-Industrie verschließt. Ein paar jüdische Arbeiter sind in den jüdischen Fabriken untergebracht, doch ist es bemerkenswerth, daß der jüdische Fabrikbesitzer christliche Handwerker bevorzugt. Dies ist der Fall, weil der Jude nur an fünf Tagen der Woche arbeiten kann, was denn den Fabrikbesitzer von aller Konkurrenz ausschließen würde. Rußland unterstützt selbstverständlich die jüdischen Proletarier nicht: man läßt sie einfach verhungern, ohne daß man sie zu den Zwecken des alten römischen Proletariats gebrauchen möchte.

In Galizien steht die Sache des jüdischen Arbeiters schlimm. Die Petroleum-, Wagenschmiere- und Schwefelholz-Industrieen sind ganz in seinen Händen. Dazu tritt er noch in die gefährlichsten Arbeiten gleichgültig ein. Täglich betet er den Himmel an, daß der neue (sogenannte zionistische) Moses bald kommen möge, um ihn aus diesem modernen Mizrajim in das gelobte Land der Freiheit und Prosemitismus zu führen. In Boryslaw finden 15,000 Weber, welche öfters größere Familien zu ernähren haben, wenig Arbeit, doch sind sie nicht socialistisch gesinnt, da 70 Prozent der galizischen Juden Bettler sind.

In England, wo über 150,000 Juden wohnhaft sind, giebt es 40,000 „Sweaters." In den Ver. Staaten darf man die Zahl der jüdischen Arbeiter auf 250,000 berechnen. In New York sind 75,000 Juden in den „Nadel"-Industrieen beschäftigt und in Philadelphia machen 20,000 Cigarren und Kleider. — Man merkt das „Sweating"-System an der Unregelmäßigkeit und Unbeständigkeit der Arbeitsstunden, an dem Hungerlohn, an dem ungesunden und verpesteten Zustand der Arbeitszimmer.

Vergleichen wir nun den jüdischen mit dem christlichen Arbeiter, so finden wir, daß letzterer nicht so nüchtern und arbeitsam wie ersterer ist, daß er aber einen höheren Lohn bekommt und auf einer höheren Lebensstufe steht.

Die Ackerbau-Kolonien in den Ver. Staaten sind an vielen Stellen nicht erfolgreich gewesen, nur in Alliance, Carmel und Rosenhayn in New Jersey, wo 1400 Kolonisten 7000 Acker Land bebauen.

Im Rumänien, wo keine Juden das Bürgerrecht erwerben können, sind die 300,000 Juden alle Handwerker; in Holland ist die große Diamanten-Industrie ganz in ihren Händen; und in anderen Ländern, zum Beispiel in Belgien und Deutschland, ist der jüdische Arbeiter nicht total verschwunden. Durch diese Thätigkeit uud die modernen Fortschritte in allen Gewerben wird der jüdische Arbeiter den Antisemitismus und den Rassenhaß auf immer beseitigen.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Vor „Olims" Zeiten" war man vom Vorhandensein des Undanks und des Betrugs im Allgemeinen nicht minder überzeugt wie heutzutage. Davon wissen ja die uralten Sprichwörter viel zu sagen. Nur Eines und das Andere kannte man damals noch nicht: daß der Undank sich mit dem Wort, dem stolzen „Hilf Dir selbst!" immer aus der Patsche hilft, und daß der Betrug mit eiserner Stirn auf die Maske hinweist, welche die ganze sogenannte öffentliche Meinung zur Schau trägt.

Das Berliner Judenthum ist wieder einmal gerettet. Es jubiliren die „Frommen," es jauchzen die „Ketzer." Die Alten und die Jungen haben dem Lockpfiff der Friedensschalmai gelauscht und sind, wenn man das auf jüdisch sagen darf, „kreuzfidel!" — Und warum? Der Gemeindevorstand hat den Beschluß gefaßt: Fortab nippen aus dem Freitag-Abend Kiddušchbecher nicht mehr alle Chorknaben. Nur Einem, wahrscheinlich dem Bravsten unter ihnen, wird dieses fromme Privileg zu Theil! Und das wurde aus hygienischen Gründen angeordnet. Die Bacterienfurcht ist gar zu groß. Und darob freut sich keiner mehr wie Seine Ehrwürden der Herr Oberkantor, dem es nämlich auch von obrigkeitswegen verboten ist, am Kiddusch-Trunk sich zu laben. Der Herr Oberkantor ist von Haus aus an seinen „Drei-Männer"-Wein gewöhnt. Der führt in seinem Privatkeller ein gar feines Tröpflein, und findet sich leichten Kaufs in die „trockene" Benediction.

Von dem modernen Berlin bis zum altehrwürdigen Worms ist's doch nicht so weit. Die Distanz ist räumlich rasch durchflogen. Nur daß wir in der Zeit, vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zurück in's neunte und zwölfte nicht auf Blitzesfittigen getragen werden, und uns etwas verschlafen die Augen reiben, wenn wir von der Berliner Oberrabbiner-Wohnung hinter dem katholischen Kirchhof zur Raschikapelle und der ältesten reichsdeutschen Synagoge pilgern. — Dort in der uralten Wormser „Schul" hängt ein vielarmiger Messingleuchter. Zu dessen Hauptverzierung gehört am Knauf ein bausbackiger Junge, mit dem Blitzstrahl in der Rechten auf einem Adler reitend. Ob es sich zur Maccabäerzeit am allerersten Chanuccah-Tag Judah Löwenherz hat träumen lassen, daß nach Tausenden von Jahren in der „heiligsten" deutschen Synagoge, an deren Mauern sich die Märtyrergeschichte aus dem allerfeinsten Mittelalter knüpft, daß in der Synagoge zu Worms ein messingener Ganymend, mit Papa Jupiters Dunnerkeil in der Hand auf dem olympischen Adler reitend, der Götzenzeuge des ungebrochenen jüdischen Glaubensmuthes gesehen werden wird. Wahrlich! In dem uralten Messingleuchter steckt eine Chanuccah-Predigt, wie sie klarer und herrlicher nicht ersonnen werden kann! Hellas, Rom, Frankenkaiser, Kreuzzüge, Martin Luther und so weiter, sie alle kommen und gehen, und der alte Jude Löwenherz ist noch immer wach auf seinem Posten!

(Für die „Deborah".)

Die Wichtigkeit der Religionsschulen.

Von Jacob Klein, Chicago, Ills.

Die Ueberzeugung, daß die Zukunft Israels in der Schule liege, fand bei den Talmud-Lehrern immer lebhaften Ausdruck. So heißt es: Jerusalem ist deshalb zerstört worden, weil sie die Kinder im Schulbesuche gestört haben (Sabbath 119). — Die Welt besteht nur durch den Hauch der Kinder des Lehrhauses (daselbst). — Eine Stadt, die keine Kinderschule hat, muß man zerstören (daselbst). In einer Stadt, die keine Schule, keine Kinderlehrer hat, soll man nicht wohnen (Sanhedr. 17).

Es soll an dieser Stelle noch ein Talmud-Lehrer aus dem dritten Jahrhundert hervorgehoben werden, R. Chija, der trotz seiner hervorragenden Gelehrsamkeit eben der Kinderschule seine vorzügliche Thätigkeit widmete. Er errichtete Schulen zur Förderung des Bibelstudiums (Kethuboth 103). — Noch mehr! Er suchte persönlich die Städte auf, wo es keine Jugendlehrer gab und sorgte für den Unterricht der Kinder. Er sagte selbst: „Ich baue Flachs an, spinne Garn, drehe Seile, verfertige Netze und fange damit Hirsche, deren Fleisch ich armen Waisen schenke und aus deren Häuten ich Pergament anfertige, um hierauf die Lehre zu schreiben!" — R. Chija wollte hiermit offenbar nur sagen, daß im Interesse der Förderung des Thora-Studiums keine Mühe zu schwer fallen soll. — In Bezug auf diesen Mann heißt es denn auch: „Wie groß sind die Werke des Chija!" (Baba Mezia 85). Man nannte ihn auch wegen seiner Thätigkeit zu Gunsten des öffentlichen Unterrichts den „Wiederhersteller des Gesetzes (Succa 20).

Sehr schön ist eine Aeußerung zweier Talmud-Lehrer aus dem vierten Jahrhundert über den hohen Werth der Lehrer. R. Ami und R. Assi wurden nämlich von R. Gamliel nach verschiedenen Gemeinden gesendet, um deren Institutionen zu inspiziren. Sie kamen in einen Ort und fragten nach den „Hütern der Stadt." — Da wurden ihnen die Chefs der Polizei vorgestellt. Doch unwillig riefen sie: „Diese sind nicht die Hüter, sondern die Zerstörer der Stadt. Die wahren Hüter der Stadt sind die Kinderlehrer (Jeruschalmi, Chagiga).

Erst in neuester Zeit sind unsere modernen Staatskünstler zur Ueberzeugung gelangt, daß nicht die Polizei, nicht die strengen Strafgesetze die Garantien bieten für die Sicherheit der Gesellschaft wie für die Beschützung von Leben und Gut der Einzelnen, sondern die Schulen. Wo die Erziehung der Jugend auf breiter und solider Basis beruht, dort erscheint die Nothwendigkeit für das Eingreifen der Polizei und die Anwendung strenger Strafgesetze entschieden minder häufig. Und so sind wirklich die Lehrer, nicht aber die Herren von der Polizei, die verläßlichen Hüter der Stadt, die Beschützer der gesellschaftlichen Ordnung. Der Grundsatz nun, der von den Talmud-Lehrern schon im vierten Jahrhunderte so laut und nachdrücklich verkündet wurde, ringt sich in unserer modernen Gesellschaft erst jetzt zur Geltung empor. Daß die Religion als Hauptmotor und Grundlage der Gesammt-

erziehung betrachtet wurde, ist bei einem Volke, welches auf der historischen Schaubühne eben als der erste Träger einer geläuterten religiösen Idee auftrat und hierin auch seine eigentliche Mission erkannte, wohl selbstverständlich. Deshalb wird in der Bibel eben die religiöse Erziehung so nachdrücklich betont und eingeschärft: „Und du sollst diese Lehren deinen Kindern einschärfen und von ihnen reden, wenn du in deinem Hause sitzest, auf dem Wege gehest, bei deinem Niederlegen und bei deinem Aufstehen“ (5. Mose 6, 7). — „Und mache sie bekannt deinen Kindern und Enkeln“ (Daselbst 4, 9). Die Erziehung und die Ertheilung des Religionsunterrichtes gehörten zu den Obliegenheiten der Eltern, die sie persönlich, ohne fremde Mitwirkung besorgten. Samuel scheint der Gründer und Leiter der ersten Prophetenschule gewesen zu sein (Sam. 10, 6). Erst in der Periode des zweiten jüdischen Staatslebens begegnen wir gottbegeisterten Männern, die für die Errichtung öffentlicher Kinderschulen mit außerordentlicher Hingebung thätig waren.

Der erste, der um die Kreirung von oeffntlichen Kinderschulen unsterbliche Verdienste sich erworben, war der Synhedrial-Präsident R. Simon ben Schetach, der im Anfange des letzten Jahrhunderts vor der üblichen Zeitrechnung, also vor circa zwei Jahrtansenden lebte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Unterricht durch die Eltern ein mangelhafter; ferner, daß verwaiste Kinder des Unterrichtes gänzlich ermangeln mußten, traf er die Bestimmung, daß die Kinder einen gemeinsamen Unterricht in öffentlichen Anstalten erhalten sollen. So entstanden schon vor 2000 Jahren öffentliche jüdische Kinderschulen! (Jerusalim Kethuboth).

Ein anderer hochverdienter Mann, der das öffentliche Unterrichtswesen durch energisches Eingreifen wesentlich erweiterte, war der Hohepriester Josua ben Gamla, der gegen 70 nach der üblichen Zeitrechnung, mithin eben zur Zeit des Unterganges des jüdischen Staates, dahin wirkte, daß in jedem Orte, wo Juden wohnten, Kinderschulen ins Leben gerufen wurden. Es wird über diesen Mann im Talmud Folgendes berichtet: „Es möge dieses Mannes zum Guten gedacht werden. Ohne das segensreiche Wirken des Josua ben Gamla würde die Gotteslehre in Vergessenheit gerathen sein.“ Erst unterrichtete jeder Vater seine Kinder, da geschah es natürlich, daß die Verwaisten ganz ohne Unterricht aufwuchsen. Nun war da die Anordnung getroffen, daß in Jerusalem Kinderschulen eröffnet wurden. Das konnte indeß nicht genügen, da doch die Kinder nicht aus weiter Ferne nach der heil. Stadt kommen konnten, um am Unterrichte theilzunehmen. Es wurden nun in jedem Bezirke Kinderlehrer angestellt. Es stellte sich jedoch alsbald heraus, daß auch dies nicht ausreichte, um alle Kinder des Unterrichtes theilhaftig werden zu lassen. Nun verfügte der Hohepriester R. Josua ben Gamla, daß in jeder Stadt Lehrer eingesetzt wurden (Baba Bathra 21). Vor achtzehn Jahrhunderten hatte also bereits jede Stadt, in der Juden wohnten, eine öffentliche Kinderschule! In Jerusalem selbst gab es nicht weniger als vierhundertundachtzig Kinderschulen (Jalkut Jesaja). Ebenso groß war die Anzahl der Kinderschulen in der Stadt Bethar unter Barkochba. (Gittin 58.)

War zur Zeit des ersten jüdischen Staatslebens der von den Eltern selbst ertheilte Unterricht auf die Einschärfung der Religion beschränkt, s

erfuhr mit der Eröffnung von Kinderschulen gegen Ende des zweiten jüdischen Staatslebens der Kreis der Unterrichtsgegenstände eine wesentliche Erweiterung. So berichtet der Patriarch R. Simon ben Gamliel, daß im Hause seines Vaters 1000 Kinder unterrichtet wurden, 500 in der Thora und 500 in der griechischen Weisheit (Baba Kama 83).

Ist es nicht sonderbar, ja eigenthümlich und unerklärlich mit unseren „Orthodox-Gemeinden" in Chicago, daß sie die Religionsschulen als Nebensache betrachten? Ja sogar viele ohne Religionsschulen sind! Möchten doch solche Gemeinden zur Einsicht kommen, daß nicht allein durch das Abhalten des שלש סעודות und אתקינו סעודתא singen und Schnaps trinken das Judenthum besteht —. Eunomos aus Gadora äußert sich zu den Feinden Israels wie folgt: „Wollt ihr die Juden vernichten, so zerstört ihre Religionsschulen. So lange deren Kinder in den Schulen in den Lehren ihres Gottes unterrichtet werden, werdet ihr gegen sie nichts vermögen!" (Midrasch r. I. M.)

Dasselbe war auch betreffs des höheren Unterrichts der Fall. R. Jochanan ben Sakai erbat sich bekanntlich von Titus, dem Zerstörer Jerusalems und des heiligen Tempels, die Stadt Jamnia, um dort ein Lehrhaus zu begründen (Gittin 56). Man fühlte es recht klar, daß nach dem Verluste des Staatslebens, des Tempels und des Opferkultus nur noch der Unterricht impulsiv wirken kann, um das Judenthum zu neuem Leben zu erwecken.

Rundschau.

Aus dem europäischen Norden, wo die Nachrichten spärlich einlaufen, kommt die interessante Kunde, daß Herr Hermann Trier, der Vorsteher der Stadtverordneten von Kopenhagen, zum Präsidenten des Reichstages gewählt worden sei. Das dürfte wohl der erste Fall der Weltgeschichte sein, daß ein Jude Präsident eines Parlaments wurde. Bekannt ist mir nur der Fall Gabriel Riessers, der einer der Vice-Präsidenten des deutschen Parlaments in Frankfurt 1848 gewesen ist. Die Welt schreitet trotz alles Rabengekrächzes auf antisemitischer wie auf zionistischer Seite fort, und muß fortschreiten, wenn sie sich nicht das Todesurtheil sprechen will. Man vergesse ja nicht, daß die Theilnahme der Juden am politischen Leben sehr jungen Datums ist und in Dänemark erst von der Verfassung vom 5. Juni 1849 datirt.

Der Wiener Hofschauspieler, Adolf von Sonnenthal, feierte am 30. Oktober sein fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum. Ein „self made man," der sich von der Schneiderwerkstätte zu einem der hervorragendsten Bühnenkünstler des deutschen Theaters emporgeschwungen hat, darf Sonnenthal nicht weniger darauf stolz sein, daß er als Jude und als charaktervoller Jude diesen Platz erobert hat. Für die Juden bedeutet dieser Tag ebenfalls ein Fest, denn er beweist, daß alle Anklagen gegen sie als bloße Drohnen der Gesellschaft, als Zwischenhändler ohne eigene Initiative im Kulturleben, als Leute, denen es durchgehends an gesellschaftlichem Takt fehlt, nur aus Böswilligkeit derer stammen, die für ihr rohes Protzenthum oder ihre Bi-

gotterie einen Vorwand brauchen. Wären die Streber von dem Schlage eines Lueger oder die Bierbankpolitiker von dem Schlage eines Schönerer einer Belehrung zugänglich, so wäre das fünfundvierzigjährige Wirken Sonnenthals an der ersten deutschen Bühne allein schon eine Widerlegung aller antisemitischen Anklagen.

Die von Rev. Dr. Krauskopf in Philadelphia gegründete Ackerbauschule in Doylestown, Pa., hat einen neuen glänzenden Erfolg zu verzeichnen. Der Sekretär des Ackerbau-Departements, Herr Wilson, hat einen der Zöglinge telegraphisch nach Washington berufen und ihn der Tabakbau-Versuchsstation in Connecticut zugetheilt. Der junge Mann, Harry Weinberg, erhält einen Anfangsgehalt von fünfzig Dollars und hat also eine Karriere gemacht, welche materiell sowie sozial sehr ehrenvoll ist. Nicht zum Geringsten ist diese Beförderung Herrn Simon Wolf in Washington, früherem Generalkonsul der Ver. Staaten in Egypten, zn verdanken, der sich in Förderung aller jüdischen Interessen hervorthat. Allerdings läge, wie wir bei einer früheren Gelegenheit schon hervorgehoben haben, der eigentliche Werth der Anstalt darin, nicht einzelnen jungen Leuten zu einer besseren Karriere zu verhelfen, sondern den Massen einen Weg aus dem Ghetto und aus der Schwitzbude zu zeigen. Vielleicht wird jüdischen Philanthropen der Weg gezeigt, wie man diesen Massen unter der Leitung junger Leute, die mit ihnen sympathisiren, Liebe und Geschick zum Ackerbau beibringt.

Die Negerfrage hat auch in der jüdischen Presse eine Erörterung erfahren, die wir bedauern müssen. Unser Freund und Mitarbeiter, Rev. Max Heller in New Orleans, hat Anlaß genommen, sich über den Empfang Booker Washingtons beim Präsidenten abfällig auszusprechen. Zur Orientirung unserer Leser sei gesagt, daß Washington ein Professor an einer Universität ist und sich als Redner wie als Schriftsteller einen geachteten Namen erworben hat. Der Umstand, daß ihn Präsident Rosevelt neulich zu Tische geladen hat, wurde in der südlichen Presse sehr heftig kritisirt. Man nannte Rosevelts Vorgehen eine Provokation der Gefühle der südlichen Bevölkerung und hätte ihn wohl am liebsten unter Anklage des Amtsmißbrauchs gestellt. Soweit geht die Sache nur Politiker an. Herr Rabbiner Heller hat die Frage auf die Kanzel gebracht und sie ebenfalls im Sinne des im Süden herrschenden Vorurtheils besprochen. Wäre Heller der durchschnittliche Effekthascher, der den fashionablen Sensationspfaffen der amerikanischen Kanzel überbieten will, so würden wir darüber kein Wort verlieren. Heller ist aber gerade das Gegentheil: er ist ein Mann von reifem Urtheile und noch dazu von deutscher Bildung. Was er in der Einleitung sagt, ist ganz richtig. Husarenstückchen, wie sie auf dem Schlachtfelde oder auf der Jagd im Hochgebirge geübt werden, zählen in der Politik nicht, und der Präsident hat durch sein sensationelles Auftreten jedenfalls nicht klug gehandelt. Anders aber ist es, wenn Heller das Rassenvorurtheil im Prinzip rechtfertigen will und offenbar vergißt, daß ganz dasselbe sich auf die Juden anwenden läßt und thatsächlich auf sie angewendet wird. Der Jude muß aber nicht nur aus persönlichem Interesse, sondern auch aus religiösen Motiven auf dem Prinzipe bestehen, daß Alles, was Menschenantlitz trägt, gleichberechtigt ist. Es

wurde nur ein einziger Mensch erschaffen, sagt der Talmud, damit niemand sage, mein Vater war größer als der deine. Am verdrießlichsten ist es uns, daß diese Bemerkungen in dem „Jewish Chronicle" von Mobile, Alabama, erschienen. Dieses Blatt steht jetzt unter der Leitung des Herrn Rabbiners Jacobson in Shreveport, Louisiana, welcher sich als Vertreter des thörichtesten Nativismus ausspielt. So sagte er ganz neulich, daß wir uns von dem ausländischen Einfluß emanzipiren müssen, der die echt amerikanischen Rabbiner durch die Prahlerei einschüchtert, genau zu wissen, auf welcher Seite eines längst verschollenen rabbinischen Werkes eine dumme Bemerkung eines längst verschollenen Idioten steht. Wenn der Herr nicht so nativistisch wäre, daß ihn ein „Dutch poet" wahrscheinlich nicht mehr imponirt, als ein alter jüdischer „Idiot" von dem Schlage Maimonides', so würde ich ihm Goethe zitiren, der sagt: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft," aber unserem Freunde Heller dürfen wir wohl auf desselben Dutchmans Worte verweisen: „Es thut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'."

Mittheilungen aus dem Publikum.

Herr Redakteur! Gestatten Sie mir eine Antwort zu den Bemerkungen der Frau Louise. W. F. in der Deborah zu veröffentlichen.

Frau L. W. F. beschreibt, daß in ihrem elterlichen Hause die Sabbathlichter keine Weihe zurückgelassen haben und es mehr die Gewohnheit der Mutter war, die es von ihren Eltern abgelernt hatte, als ein religiöses Gefühl. Der Grund dafür ist, wie mir scheint, daß das echte jüdische Gefühl in dem Hause keine Heimath hatte. Wenn Frau F. nur eine Ahnung hätte, daß das Sabbathlicht nur das einzige Licht war, welches das dunkle und gedrückte Leben des verfolgten Juden erleuchtete, wenn sie nur wüßte, wie der am Freitag Abend durch die Woche abgearbeitete und von allen Seiten bedrängte und verhöhnte Jude in seinen engen Räumen die von seiner Frau gesegneten Lichter begrüßte und er seine Kinder segnete und Liebe, Frieden und Segen in dem Hause und in deren Herzen wohnten, und der verfolgte Mensch sich wie ein Fürst fühlte und das Loblied Esches Chajil anstimmte und seine Frau als die Esches Chajil, das biedere und edle Weib, mit liebevollen Blicken betrachtete. Wahrlich, dieser Abend war genügend, um Gott zu danken, zu singen und zu lobpreisen, und sich zu stärken für eine andere Woche harter Arbeit. Es freut mich, daß Frau F. die Chanucca-Lichter von ihren Kindern anzünden läßt und daß die Kinder die Ursache des Festes kennen und glauben, daß diese Heldengeschichte vor Tausenden von Jahren passirte; ich kann sie versichern, daß Juden ihre Helden nicht Tausend Jahre zurück zu suchen brauchen. Wir sind heute noch von vielen Feinden umgeben, die uns das Leben nicht gönnen, und haben heute ebenso mit einer Uebermacht zu kämpfen, die erschreckend wäre, hätten wir nicht die eine Waffe — „den Glauben" und das feste Vertrauen auf Gott, der schon von unsern Erzvätern so wunderdar erkannt wurde.

Aufrichtig gestanden, ich hätte die Bemerkung der Frau F. unbeachtet gelassen, hätte sie nicht „Esrog,“ „Matzes“ und „Weihnachtslichter“ in einen Topf geworfen.

Weihnachten wird als der Geburtstag von Jesus gefeiert. Wenn Jesus wirklich der Sohn Gottes gewesen wäre, und demzufolge in die Zukunft schauen konnte, oder wie mehrere liberale Rabbiner es in jüngster Zeit haben wollen, daß Jesus ein Prophet war, dann würde er den barmherzigen Gott gebeten haben, ihn nie und nimmer das Licht dieser Welt erblicken zu lassen. Millionen und Millionen Männer, Frauen nnd Kinder sind hingeschlachtet worden, Bäche unschuldigen Bluts sind geflossen; was sage ich, sind geflossen, sie fließen und werden noch fließen nur um Jesus willen.

Denken Sie noch, werthe Frau F., daß es ein solch großes Verdienst ist, Weihnachtslichter zu brennen? Es ist wahr und ich glaube selber, der gute Gott wird Ihnen die Sünde vergeben. Sie wollten ja nur Ihren Kindern eine Freude bereiten; aber eine Heldenthat ist es gerade nicht, um sich damit zu brüsten, und es in einem jüdischen Blatte zu vertheidigen, war gerade auch nicht nöthig.

Nur noch zum Schluß einige Worte. Ich habe nicht die Ehre. den Herrn Autor von „Unlösbare Fesseln“ persönlich zu kennen, nur Eines kann ich Sie versichern, daß, was auch immer ich von ihm gelesen habe, mich stets außerordentlich interessirte, und als ein Geheimniß will ich Ihnen verrathen, daß ich große Achtung für ihn hege. Ich wette Tausend gegen Eins, daß er ein liebevoller, guter Ehemann ist, und daß die Geduld seiner Frau keine übernatürliche zu sein braucht. Wir Juden sehen wohl die Fehler der Frauen und machen uns manchmal lustig darüber, aber in der That werden die Schwächen wohl gern übersehen, und ihre guten und edeln Seiten bis in den Himmel gehoben. Gestatten Sie mir den guten Rath, geehrte Frau: Bleiben Sie mit Ihren Ideen zu Hause. Ihr Mann wird Sie ehren und Ihre Kinder Sie lieb haben, und wagen Sie sich nicht in die Oeffentlichkeit hinaus, ebensowenig als Sie sich wagen, unbegleitet durch enge, dunkele Gassen zu wandeln, ebenso gewagt ist es für eine Frau, sich auf geistige Wege zu begeben, wovon sie keine blasse Idee hat. M. S.

Zu B. Felsenthals „Jüdische Thesen“ sei dem Unterzeichneten Folgendes zu bemerken gestattet: „Nach These 1 ist „Judenthum“ der weitere Begriff, in dessen Sphäre „jüdische Religion“ fällt. Im „Judenthum“ sind aber noch viele andere Begriffe enthalten. Das ist gewiß unantastbar. Allein, es geht nie an, allgemeine Sätze der Ethik, die bei keinem Volke begrifflich anders sind, als Species einer Religion, anzunehmen. Die Begriffe von Recht und Unrecht sind nicht eine Lehre der Religion allein; sondern dem Menschen und dem Thiere angeboren. These 9 und 11 macht mit unsern ärgsten Gegnern gemeinsam das Judenthum zu einer Nationalreligion, was gewiß in der heiligen Schrift und spätern Literatur begründet, doch kaum im Geiste der Propheten liegt, die unter „Judenthum“ in letzter Linie die reinste Ethik verstehen. These 13 wendet sich gegen eine sogenannte „Uni
die wohl nie zustande kommt. Allein, was will der Kath

als eine Universal-Religion? Zählt er nicht neben dem Buddhismus die meisten Anhänger? Ist es nicht das Endziel der Kirche, eine katholische Welt zu gründen? Trotzdem wird der Katholicismus nie die nationalen Elemente beseitigen; denn nationales Leben wird ohne Religion ebenso bestehen wie Religion ohne nationales Leben. Was man im Heidenthum zum Beispiel „national" nannte, das konnte man ebensowohl religiös nennen und umgekehrt. Hier ist zwar die Grenze nicht genau zu ziehen und bei genauer Analyse wird man vielleicht beide theilweise identisch finden! Ich leugne gewiß diesen Einwand nicht, behaupte aber auf Grund des Lebens und seiner Erfahrungen fest, daß Religion und Nation von einander unabhängig sind, also das Judenthum ganz wohl ohne Juden eine Weltreligion sein kann, wie der Katholicismus, der seinem Begriffe nach (katholos) allgemein, jede Nation umfaßt. Allein damit hat der Katholicismus (das allgemeine Judenthum ohne Speisegesetze nach Paulus) noch keineswegs das Nationale vernichtet, sondern nur veredelt. Die katholische Kirche, deren Einrichtungen wir genau im Pentateuch lesen, wirft uns nationale Engherzigkeit vor und sagt, nur die Kirche sei zur Weltreligion geeignet, während wir sagen, die Ethik der Bibel findet sich auch bei den Indern, wenn auch etwas anders, bei den Chinesen u. s. w. Nicht etwa, daß man hiermit die dogmatische Bedeutung der Bibel oder ihren unantastbaren ethischen Werth berührte, nein, sondern lediglich um die Thatsache handelt es sich, daß uns in ethischer Beziehung von andern nichts trennt, daß die Gesetze der Ethik dem Menschen eingeboren sind und durch verschiedene Schattirungen überall auch wahrzunehmen. Uebrigens danke ich dem von mir hochgeschätzten Herrn Rabbiner B. Felsenthal für seine äußerst geistreichen, anregenden Thesen und werde mich mit seiner Antwort auf meine „Kaschot" freuen.

Hochachtend

Wolin, Böhmen. Dr. L. Hirsch.

Furcht.

Furcht ist eine Frucht der Angsterziehung,
Die natürlich Muth nicht wachsen läßt;
Ueberwindung, ernste Selbstbemühung
Bildet Herz und Geist charakterfest.

Biedermann kann frei die Stirne zeigen,
Geht es ihm auf Erden noch so schlecht;
Flucht aus Furcht ist wohl dem Feigen eigen,
Der sich scheuet vor Gesetz und Recht.

Fürchten soll man nur das höchste Wesen,
Ehrfurcht dem, der Licht und Leben gab;
Er durchschaut die Guten wie die Bösen,
All' ihr Sinnen bis zum kühlen Grab.

Berlin. Louis Schwartz.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte um Vergebung," begann Pulsnitz wieder. „So schlimm habe ich es nicht gemeint, sondern nur in dem Sinne, daß der Mann, dessen ganzes Wesen in der Kenntniß des praktischen Rituals aufgeht und die modern gebildete Dame, deren religiöse Bildung eingestandenermaßen — Sie erinnern sich dessen, gnädige Frau — auf einigen Privatstunden, ertheilt von einem unfähigen Lehrer, beruht, etwas wissen, was vor achtzehn Jahrhunderten gläubige und gelehrte Theologen nicht gewußt haben. Da aber Philo und Josephus, besonders der Letztere, der in Palästina unter gesetzestreuen Pharisäern lebte, von dem Verbote, Fleisch und Milch zusammen zu genießen, nichts gewußt haben, hat das Verbot nicht bestanden. Es verdankt also dem Gegensatze gegen die allegorische Erklärung der Gebote seine Entstehung. Wenn das Gesetz allegorisch erklärt wird, schloß man, wird es ganz wegfallen, darum weg mit aller Erklärung, Gesetz ist Gesetz, Geseroh, gerade so, wie in unserer Zeit Samson Hirsch in seinem „Chaurew" predigte."

„Nun siehst Du wieder, wie subjektiv Du bist," fiel Steinbach ein, „wenn Du Verhältnisse und Anschauungen, die um fast zwei Jahrtausende auseinanderliegen, auf eine Stufe stellst und dabei außer Acht läßt, daß solche Gesetze, die tief in das tägliche Leben eingreifen, sich nicht künstlich fabriziren lassen. Vorausgesetzt, ich würde der Großmutter sagen, man dürfe keine gebratenen Aepfel essen, würde meine sonst so geschätzte Autorität hinreichen, um ihr das Verbot, von dessen Existenz sie nie etwas gehört hatte, glaubhaft zu machen?"

„Ich finde, daß dieser Grund ein sehr triftiger ist," bemerkte Doktor Großer. „Obwohl ich zum Beispiel nicht sehr pünktlich in der Erfüllung meiner religiösen Pflichten bin, feiere ich doch alljährlich die Sterbetage meiner Eltern, weil ich weiß, daß diese darauf großen Werth legten. Ich würde aber niemals eine solche Feier begehen, wäre sie nicht durch Tradition geheiligt."

„Gerade dieses Argument spricht gegen Sie, Herr Doktor," begann Pulsnitz. „Die Jahrzeitsfeier ist wie schon der deutsche Name beweist, jungen Ursprungs und geht nicht über das sechszehnte Jahrhundert zurück. Weil sie aber mit dem Geist der Zeit harmonisirte, bürgerte sie sich rasch ein. Auf christlichem Gebiete sahen wir vor nicht langer Zeit etwas Aehnliches sich vollziehen. Die Unfehlbarkeit des Papstes wurde trotz des Widerspruches hervorragender Prälaten, trotz des Umstandes, daß im fünfzehnten Jahrhundert die Konzilien sich über den Papst stellten, trotzdem daß im frühen Mittelalter notorisch ein Papst wegen Ketzerei abgesetzt worden war, als Dogma erklärt. Das beweist ferner, daß ich Recht habe, zwei zeitlich soweit auseinanderliegende Persönlichkeiten wie Rabbi Akiba und Samson Hirsch auf eine Stufe zu stellen. Sie repräsentiren den Legalismus im Gegensatz zum

Symbolismus. Hirsch hält dem modernen Zeitgeiste gegenüber an allem orientalischen Wesen des Judenthums, zum Beispiel an dem bedeckten Haare der Frauen, fest. Rabbi Akiba thut dasselbe gegenüber der allegorischen Erklärung der Gebote. Nichts von Humanität! Gebot ist Gebot! und darum wird aus dem Zicklein Fleisch, aus der Milch seiner Mutter Milch überhaupt. Hat denn das Trienter Konzil anders gehandelt, als es sich für Transsubstantiation erklärte? Die Reformatoren haben das Abendmahl mehr oder weniger als ein Symbol, als eine Erinnerung an den Tod Christi erklärt. Dem gegenüber verlangt die katholische Kirche den Glauben an das Wunder der Verwandlung der Oblate in Fleisch, des Weines in Blut, den Glauben, daß das Abendmahl ein Opfer und der Geistliche ein Priester, ein mit göttlicher Wunderkraft begabter Uebermensch sei. Es ist das Gesetz des Kontrastes, welches die intellektuelle Welt beherrscht."

„Nun aber zugegeben, daß Moses wirklich die Mischung von Fleisch und Milch verboten habe. Warum dieses Verbot auf das Geschirr, auf die Tischdecke und Gott weiß, was noch, ausdehnen und sich von einem polnischen Rabbiner des siebzehnten Jahrhunderts die ungeheuerliche Anschauung vorschreiben lassen: „Wer nur einen Funken von Religion besitzt, wird vor Ablauf von sechs Stunden nach einer Fleischmahlzeit keine Milch trinken?" Soll ein Mann uns Autorität sein, der an die Gefährlichkeit übler Träume glaubte und überzeugt war, sie paralysiren zu können, indem er sich von drei Leuten vorsagen ließ: Dein Traum war ein glückverheißender Traum?"

„Die polnischen Rabbiner sind ja ein rothes Tuch für Dich," rief Steinbach. „Du bist ja fast wie die getauften Juden, die zu den Antisemiten übergehen."

„Sind Sie ein Pole?" fragte Doktor Großer überrascht. „Ich hätte es Ihrem Deutsch nicht angehört."

„Ich hatte das unverdiente Glück, in Bernstadt geboren zu sein," erwiederte Pulsnitz lachend, „wo mein Vater damals Rabbiner war. Mein Vater selbst war in Dobichau geboren, wo mein Großvater, der in Folge der Kriegswirren aus Polen geflüchtet war, sich kurz zuvor niedergelassen hatte. Mein Glück war die Theilung Polens. Ohne dieses Ereigniß wäre mein Großvater wohl in Bobrczyk geblieben und ich wäre vielleicht sein Nachfolger, trüge einen Kaftan und ein Streimel, hätte wohl schon verheirathete Kinder und würde Herrn Doktor Steinbach für einen Atheisten halten."

„Wir sind aber von unserem Thema abgekommen. Sie fragten mich, Herr Doktor, ob ich glaube, daß unsere Kinder zur Beobachtung der Speisegesetze angehalten werden sollten. Ich verneinte Ihre Frage aus den Gründen, die ich entwickelt habe. Die Speisegesetze beruhen auf einer zum Theil unverständlichen, zum Theil mißverstandenen Grundlage, sind in's Unendliche erweitert worden theils aus scholastischer Neigung, theils aus ascetischen Principien. Es ist weder wünschenswerth, daß unsere Kinder diese Gesetze beobachten sollen, noch auch wahrscheinlich, daß sie es thun werden. Warum sie in das Dilemna treiben, zwischen ihrer Ueberzeugung und den Lehren ihrer Eltern zu wählen?"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Doktor," begann die Finanzräthin.

„Die Lebensstellung meines Mannes verlangt es, daß wir uns an gewissen öffentlichen Affären betheiligen. Es ginge doch wahrlich nicht an, daß wir, die ohnehin mehr oder weniger als nicht in die Gesellschaft gehörig betrachtet werden, durch Verweigerung der Theilnahme an einem Bankette uns noch auffälliger machen. Hätte ich Kinder, so würden sie doch wahrscheinlich in ähnliche Gesellschaft eintreten und wir könnten nicht erwarten, daß sie solche Gesetze erfüllen, die wir, obwohl darin erzogen, nicht erfüllen können.“

„Es kommt doch Alles nur darauf hinaus,“ sagte Steinbach bitter, „sich aus dem Judenthum herauszudrücken, um den Ansprüchen einer protzigen Gesellschaft gerecht zu werden. Ich habe Leute gekannt, deren aufgeklärter Geist sich dagegen sträubte, ihre Kinder in der Beobachtung der Speisegesetze zu erziehen, die sie aber später katholisch taufen ließen und nichts dagegen hatten, wenn sich die vor Bigotterie sorgfältig gewährten Kinder am Freitag des Fleischgenusses enthielten. Ja, sie brachten ihre Mädchen in Klöster, um sie an das Rosenkranzbeten und Ablaßgewinnen zu gewöhnen, denn es handelte sich einzig und allein nur darum, sie gesellschaftsfähig zu machen. Ich habe auch Damen gesehen, die über den jüdischen Gottesdienst als unverständlich räsonnirten, aber nachdem sie das Sakrament der heiligen Taufe empfangen hatten, sich um fünf Uhr morgens zur Messe begaben, von der sie nicht mehr als von den hebräischen Gebeten in der Synagoge verstanden.“

„Da thun Sie mir Unrecht, Herr Doktor,“ sagte die Finanzräthin. „Sie wissen wohl, daß es zum großen Theil mein Verdienst ist, wenn mein Mann zum Schaden seiner Karriere Jude geblieben ist. Er wirft es mir manchesmal noch jetzt vor, daß ich daran Schuld trage, wenn er jetzt nicht vortragender Rath im Ministerium sei. Hätte er dem Beispiel seiner Brüder gefolgt und sich nach Vollendung seiner Studien taufen lassen, so wäre er heute nicht Steuerkollektor in einem solchen Nest, durch die gnädige Verleihung des Finanzrath-Titels belehrt, daß seine Karriere beendet sei. Mein Mann,“ fügte sie an den Gast gewendet hinzu, „ist der einzige seiner Brüder, der dem Judenthum treu geblieben ist. Der eine ist Architekt und Oberbaurath bei der Provinzialregierung, der zweite ist Oberlandesgerichtsrath und der dritte ist Redakteur des Abendkurriers, einer konservativen, halb antisemitischen Zeitung. Mein Schwiegervater war der Sohn eines sehr frommen Mannes und ein Talmudist, aber er that keinen Einspruch. Ich aber habe meiner Mutter noch auf ihrem Todtenbette das Versprechen geben müssen, diesen Schritt nicht zu thun und das bestimmte meinen Mann, so daß er nicht daran denkt. Sie sehen also, ich bin Jüdin von ganzem Herzen, aber das ist doch wahrlich kein Grund dafür, daß ich es für eine Todsünde halten sollte, Kotelettes in Butter zu backen.“

„Ihre Schwägerin, die Frau Oberbaurath Bach, wie sie sich offenbar der Kürze wegen nennt,“ bemerkte Steinbach sarkastisch, „geht um fünf Uhr morgens zur Messe und hat im vorigen Jahre eine Wallfahrt nach Maria-Thur gemacht, obwohl ihre religiösen Skrupel wohl auch bei den in Butter gebackenen Kortelettes begonnen haben.“

„Die arme Närrin,“ erwiederte die Finanzräthin, „hat auch in ihrem Vorzimmer eine Mutter Gottes mit einem Oellämpchen davor und zwar nicht

eine Rafael'sche Madonna, wie ich sie auch in unserem Empfangszimmer habe, sondern so einen abscheulichen Farbendruck, eine Frau darstellend, die in die schreiendsten Farben gekleidet ist und das von sieben Dolchen durchbohrte Herz außen auf der Brust trägt. Man denke! diese Unnatürlichkeit! Und eine ungeheure Krone auf dem Kopfe; ein Kind auf den Armen, das so rosenroth aussieht, als sollte es den Scharlach kriegen, und ebenfalls so eine Dorfmaskenball-Krone auf dem Kopfe trägt. Daneben hängt noch ein Weihwassergefäß mit geweihten Weidenkätzchen darüber und die alberne Gans bespritzt und bekreuzigt sich in meiner Gegenwart! Ich habe Geduld, aber als ich das sah, konnte ich mich doch nicht enthalten zu fragen, ob sie das zu Hause bei Feischal Wielenz gelernt habe.

„Wo stammt die Frau Oberbaurath her?“ fragte die Hausfrau.

„Wie ich Ihnen eben sagte, sie ist die Tochter eines gewissen Feischel Wielenz,“ war die Antwort. „Das heißt, so nannte man ihn, weil er aus Wielenz, einem armseligen Dorfe, stammte. Mit seinem wirklichen Namen hieß er Ehrlich, ein Namen, den er am allerwenigsten verdiente, denn er war ein Erzwucherer, der sich in dem erbärmlichen Neste ein Vermögen erwuchert hatte; aber als ihm der Boden unter den Füßen brannte, sich nach der Hauptstadt begab, wo er durch Häuserspekulationen, durch finanzielle Stützung von Pfandleihern und Auktionshyänen, immer gerade an der Grenze des Strafgesetzbuches sich bewegend, sein Vermögen vermehrte, so daß man ihn auf eine Million schätzte. Natürlich konnte er für sein Töchterlein nach einer vornehmen Partie angeln und mein Schwager, damals Assistent im Provinzial-Bauamt, war der glückliche Gewinner. Feischel mußte verschwinden und zog sich gehorsam nach einem kleinen Städtchen zurück; mein Schwager änderte seinen Namen in Bach, nahm die Taufe und ist heute Oberbaurath mit sicherer Anwartschaft auf den Geheimrathstitel, den Kronenorden und vielleicht gar auf den Adel. Das Eine muß ich ihm zum Lobe nachsagen, er affektirt kein Christenthum, während Schwager Louis, der Redakteur, so überzeugt antisemitisch thut, als wäre er in einem sächsischen Pfarrhause geboren, und Albert, der Oberlandesgerichtsrath, sich sogar von uns ferne hält, um an seinen jüdischen Ursprung nicht erinnert zu werden. Allerdings trägt daran hauptsächlich seine Frau Schuld, die als Tochter eines adeligen Regierungsrathes seine Karriere gemacht hat und begreiflicherweise an den Ursprung ihres Gatten nicht gerne erinnert sein will.“

„Glauben Sie nicht, Frau Finanzräthin,“ begann Steinbach mit etwas sarkastischem Tone, „daß der Herr Oberlandesgerichtsrath seine aristokratischen Allüren nach und nach erwarb, indem er für die sixtinische Madonna ganz vorurtheilslos ästhetisch schwärmte, während er den ererbten Chanukkaleuchter oder die Beßomimbüchse ohne Rücksicht auf das damit verbundene antiquarische oder künstlerische Interesse sehr sorgfältig in der Rumpelkammer verbarg?“

„Damit treffen Sie mich nicht, Herr Doktor,“ erwiderte die Finanzräthin lachend. „Mein Vater hat, als wir Kinder klein waren, wohl Chanukkalicht angezündet, damit die Kinder doch etwas von dem Judenthum vor sich sehen sollen, wie die Formel lautet, aber Hawdole hat er nicht gemacht, denn

einen Sabbath hat es in seinem Geschäfte, einer Spiritusbrennerei, verbunden mit eine Oekonomie, nicht gegeben. Nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters hat meine Mutter, obwohl religiös gesinnt, doch zu viele Sorgen auf sich gehabt, um sich romantischen Neigungen hinzugeben. Ich hatte also kein Bedürfniß nach religiösen Ceremonien, die mein Vater gar nicht oder nur formell geübt hat, und die ich nur im Hause meiner mütterlichen Großmutter kennen lernte. An und für sich hatte mein Mann dazu keine Neigung. Sein Vater war wie so viele, die jüdische Bildung genossen hatten, ein Freidenker, ein Stück Religionsfeind. Er selbst hatte in seinem Studenten- und in seinem späteren Garçonleben nach derartigen Uebungen ebensowenig ein Verlangen, als andere seiner Kategorie. Ich war, wie gesagt, auch nicht darnach erzogen worden und, selbst wenn ich es gewesen wäre, mußte es mir doch sinnlos erscheinen, wenn mein Mann am Samstag von der Inspektion einer Bierbrauerei zurückkehrend, das Scheiden des Sabbaths und den Beginn der Arbeitswoche feiern sollte, während für ihn das Umgekehrte der Fall ist."

„Ich bin nicht sehr fromm, wie Sie wissen," bemerkte die Hausfrau, „aber ich halte doch darauf, daß die Kinder etwas von Religion erfahren sollen. Wenn mein Mann zuhause ist, wird immer Kiddusch und Hawdole gemacht. Er thut es natürlich schon der Großmutter halber, aber ich würde auch sonst der Kinder wegen darauf bestehen. Sie würden es gar nicht glauben, wie sich die Kinder auf das Barcheß und die brennenden Kerzen freuen."

„Wenn ich Kinder hätte," erwiederte die Frau Finanzräthin, „wäre es vielleicht etwas Anderes. Ich sage vielleicht, denn ich würde mir die Frage vorlegen müssen, welche religiöse Erziehung ich ihnen geben sollte, oder ob ich ihnen überhaupt eine solche geben sollte. Das würde mir doch über den Widerspruch nicht hinweghelfen, daß den Kindern ein Ruhetag vorgelogen wird, während ihr Vater auf seinem Bureau arbeitet. Bei meinen Großeltern war es anders. Da wurde Freitag mittags nach einem hurtig eingenommenen leichten Imbiß die weiße Tischdecke aufgelegt, die silbernen Leuchter aufgestellt, die Barches auf den Tisch gebracht und mit der uralten Sammetdecke mit den allerdings sehr geschmacklos gestickten, geflügelten Löwen zugedeckt, der silberne Kidduschbecher, das silberne Eßbesteck und aller Luxus des Hauses hervorgesucht. Dann zog die Großmutter ihr Sabbathkleid, ihre Sabbathhaube und ihre Sabbathschürze an; der Großvater barbierte sich mit dem schrecklich übelriechenden Zeug — es scheint denn doch, daß Herr Doktor Pulsnitz Recht hat, wenn er sagt, irgend ein Leiden müsse bei der Religion immer dabei sein — wechselte Kleider und Wäsche, ging in Schul', kam mit seinem frohen „Gut' Schabbeß!" zurück, legte segnend seine Hände auf mein Haupt und kantillirte seine Gebete mit einem innigen Tone, daß einem wohl um's Herz wurde, wenn man auch nichts davon verstand. Dann die knusprigen wohlschmeckenden Barches, die unnachahmliche jüdische Graupensuppe, die Fische mit der Rosinensauce oder im Winter das Gänsekrös' und der Apfelstrudel; die Gesänge, welche Großvater und Großmutter im Duett sangen und die ich, ein Backfischchen ohne jede Kenntniß des Hebräischen, vollständig verstand in ihrem Ausdrucke des Jubels über den Tag der Ruhe —"

Die Finanzräthin ließ hier eine Pause eintreten, offenbar, um den Faden ihres ursprünglichen Ideenganges, den sie bei der enthusiastischen Schilderung des Freitag-Abends verloren hatte, wieder aufzufinden.

„Sie sagen das so schön wie ein Prediger," rief Frau Doktor Großer bewundernd. „Ich könnte Ihnen stundenlange zuhören."

„Sehr liebenswürdig!" rief die Finanzräthin zerstreut.

„Sie haben mich sehr überrascht, Frau Finanzräthin," begann Steinbach. „Ich hätte diese poetische Würdigung des altjüdischen Lebens bei Ihnen nicht gesucht. Doch wir haben Sie unterbrochen. Sie blieben mir die Antwort auf meine Frage nach dem eigentlichen Grunde der Schwärmerei für die sixtinische Madonna schuldig. Dank Ihrer glänzenden Beredsamkeit —

„Sehr sarkastisch, Herr Doktor!"

„Nein, ganz aufrichtig! Dank Ihrer beredten Darstellung der sabbathlichen Poesie bin ich im Stande, meine Frage besser formuliren zu können. Glauben Sie, daß die sixtinische Madonna den Kidduschbecher ersetzen kann?"

„Nein und ja!" war die Antwort. „Insoferne nein, als die Innigkeit des religiösen Lebens durch das ästhetische Genießen nicht zu ersetzen ist. Insofern ja, als das religiöse Leben auf Verhältnissen beruht, die unwiederbringlich verloren sind. Man mußte, wie der Großvater den Sabbath im Geschäftsleben feiern, man mußte die weiße Tischdecke, das Silberbesteck, das reichliche Abendbrot als ein Ereigniß ansehen. Wir modernen Menschen haben zu wenig sauere Wochen, um frohe Feste zu genießen. Die ganze Atmosphäre unseres Lebens mangelt jener Naivetät, die zum Sabbath nöthig ist. Die sixtinische Madonna ist nicht Religion, sie ist Kunst, unter falscher Zolldeklaration, um mich eines Ausdruckes aus dem Amtsstile meines Mannes zu bedienen. Eine Himmelskönigin, eine Mutter Gottes ist für mich etwas ganz Unverständliches, etwas ebenso Barbarisches wie der gräßliche Farbendruck, den ich Ihnen eben beschrieben habe. In der sixtinischen Madonna sehe ich eine junge Mutter, verklärt durch die merkwürdige Paarung jungfräulicher Züchtigkeit und mütterlichen Gemüthes. Allerdings ist das noch keine Religion, aber es ist doch etwas, was uns über den Verdruß mit dem Fleischer, kurz über das kleinliche Alltagsleben hinweghilft."

Eine Pause trat ein. Niemand schien das Wort nehmen zu wollen. Die Frauen fühlten sich dem Thema nicht gewachsen und die Männer fürchteten, dem Rabbiner, dessen Stellung man respektiren mußte, Anstoß zu geben. Endlich raffte sich der Doktor zu einem Versuche auf, das Gespräch wieder in Fluß zu bringen.

„Mein Beruf," sagte er, „bringt mich so ausschließlich mit den Fragen leiblichen Wohles in Kontakt, daß ich mir über die geistigen und geistlichen Bedürfnisse der Menschheit kein Urtheil anmaßen will. Wie unser Rabbiner über die Andeutungen der Frau Finanzräthin denkt, weiß ich ohne zu fragen, aber es wäre mir interessant zu wissen, wie die fortschrittliche amerikanische Geistlichkeit derartige Vorschläge, die Religion durch die Kunst zu ersetzen, abzuwehren gedenkt."

„Man muß Niemandem Gewissensfragen stellen, die ihn in Verlegenheit setzen könnten," sagte die Hausfrau mit vielsagendem Lächeln.

„Die Frau Finanzräthin ist Künstlerin und stellt an ihre minderbegabten Mitmenschen zu hohe Anforderungen," sagte Ernestine.

„Wenn ich Sie nicht kennen würde, müßte ich Ihre Bemerkung für Satyre nehmen, Frau Doktor," meinte die Frau Finanzräthin verlegen. „Das Bischen Zeichnen, das ich dem Unterrichte eines mittelmäßigen Lehrers verdanke, berechtigt mich nicht zu dem stolzen Titel, den Sie mir so freigebig ertheilen. Um so lieber möchte ich Herrn Doktor Pulsnitz's Ansicht über die Zukunft der Religion hören. Die Speisegesetze haben Sie aufgegeben, mit dem Sabbath geht es nicht besser, und mit dem Glauben an das Paradies hapert es auch. Nun, wohin soll das führen?"

„Ihnen kann ich antworten," erwiederte Pulsnitz, „da Sie mich nach meiner individuellen Meinung fragen, während ich Herrn Doktor Großer nicht antworten konnte, da ich kein Mandat habe, im Namen des amerikanischen Judenthums zu sprechen. Meine Ansicht ist kurz folgende: Religion umfaßte ursprünglich das gesammte Menschenleben, Staatskunst, Heilkunde, Rechtslehre, Hygiene, Poesie, Astronomie und Gott weiß, was noch. Mit der Zeit beschränkte sie sich auf die Wissenschaft, und zwar auch nur insofern, als sie das Verhältniß zwischen Gott und Welt erklären wollte. Papst Urban VIII., Luther und Joseph Karo verurtheilten das kopernikanische System als Lug und Trug. Dieser Standpunkt wurde aufgegeben und Religion wurde zur sogenannten Vernunftwahrheit degradirt, die man mit ein Bischen Ethik bezuckerte. Auch diese Position wurde geräumt und Religion heißt jetzt das Ideal. Ich möchte ihr das alte Terrain wieder erobern und sie weltumfassend machen."

„Unser Leben bewegt sich nach vier Zielen, nach solchen materieller, intellektueller, moralischer und ästhetischer Natur. Wasserleitung, freie Bäder, billiges Briefporto, billige Zeitungen, freie Schulen, freie Bibliotheken, gerechte soziale Gesetzgebung, Schärfung des sittlichen Urtheiles, Musik, Theater, Museen und was dergleichen mehr ist, werden uns jenen Schwung des Geistes geben, den die Frau Finanzräthin für nöthig hält, um das Gleichgewicht der Seele wieder zu erlangen, wenn man sich über das schlechte Gewicht bei den Lieferungen Jokew Klein's ärgern mußte. War ich deutlich genug?"

„Da ich noch nicht genug amerikanisirt bin, um diese amerikanische Botschaft vollständig mir zu eigen zu machen," sagte Steinbach, „muß ich zu Mincha gehen, und für Dich ist es Zeit, abzureisen"

„Sie wollen Ihre Schäflein nicht verderben lassen," sagte der Doktor lachend.

„Was an denen zu verderben ist," erwiederte Steinbach, mühsam sein Lachen verbeißend, „kann ich Ihnen nur durch eine Anekdote darstellen, die ich dem hiesigen Pfarrer verdanke. War einmal in einem böhmischen Dorfe ein Pfarrer, der in der Manier Abraham a Sankta Klara's predigte. Eines seiner Meisterstücke war folgende Predigt:

„Geliebte im Herrn! Ich träumte, daß das jüngste Gericht gekommen sei, und wie ich da staunend und zitternd, beinahe bewußtlos zuhöre, trifft mit einem Male mein Name mein Ohr. „Pfarrer von Rzizty!" ruft es. Ich erschrecke so heftig, daß ich nicht antworten kann. Noch einmal ruft es:

Pfarrer von Rzizky! Da fasse ich schon etwas mehr Muth, trete einen Schritt vor und sage: Herr Gott, da bin ich! Dann ruft es wieder: Pfarrer von Rzizky, du sollst jetzt Rechenschaft ablegen über die Art, wie du die dir anvertrauten Schafe geweidet hast. Ich antwortete: Lieber Gott, da muß irgend eine Verwechslung vorwalten. Ich weiß nichts von Schafen. Wie, ruft Gott zornig, habe ich dir nicht die Pfarre von Rizizky anvertraut? Sind deine Pfarrkinder nicht deine Schafe? Sage ich: Lieber Gott, das sollen Schafe sein! Das sind ja — ich bitte um Entschuldignng, ich citire nur, ohne eine Anwendung machen zu wollen — die reinsten Schweine."

Alles lachte. „Eine schöne Meinung haben Sie von Ihrer Gemeinde!" sagte der Doktor.

„Nun, Max," begann Steinbach wieder, „ich hoffe, die europäische Luft und der Sauerbrunn von Heinrichsbad werden blutreinigend auf Dein amerikanisches System wirken. Du, schreibe mir, sobald Du von Deiner Besuchsreise nach Dobichau zurückgekehrt sein wirst und wir werden eine Zusammenkunft arrangiren!"

„Sie bleiben in Heinrichsbad?" sagte die Finanzräthin. „Das ist schön. Da werden wir uns treffen. Mein Mann hat mit seinem Bruder, dem Oberbaurath, vereinbart, daß sie ihren Urlaub am 15. Juni antreten und vier Wochen dort zubringen wollen. Wir werden im Urania-Hause wohnen."

„Das trifft sich sehr schön. Dort bin ich auch einquartiert," sagte Pulsnitz.

„Wenn mein Bruder, ein junger Arzt, der jetzt seine Hospital-Praxis durchmacht, auf eine Woche herauskommen kann, um mich zu vertreten, will ich auch hinüberkommen," sagte der Doktor.

„Dann wollen wir auch einen Sonntag drüben zubringen," rief die Hausfrau freudig. „Zu lange kann ich von der Kleinen nicht fort."

„Nun gut," meinte Steinbach, dann setzen wir drüben die Diskussion fort. Au revoir, viel Vergnügen!"

---

10. Kapitel.

Der alte Vetter.

„Scholem alechem, Meyer!" rief ein jovialer, alter Herr, der in einem kleinen, unordentlichen Laden saß, als Max die Thüre öffnete. „Ich hätt' Dich oßer mehr gekännt. Aber wie schickt sich, man schreibt nicht? Ich hätt' doch ein Wagen hingeschickt zu die Eisenbahn."

Bei diesen Worten stand der alte Mann auf, ergriff die Hand des Eintretenden und küßte ihn herzlich.

„Und die Tasche hast Du den ganzen Weg getragen!" rief er. „Haßt ä Schtuß! Wir hätten doch können danach schicken auf die Bahn, wenn Du sie hättst dort gelassen. Du als ein Row sollst doch nicht etwas thun, was gegen die Ehre des Talmid Chochem verstößt." Dabei versuchte er dem Neffen die Tasche aus der Hand zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)